

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

38. JAHRGANG / NR. 150

פסח תשפ"ג

4. APRIL 2023



IKG GEDENKE



Foto: Adam Piechowski

Die jährliche Gedenkstunde des Landesverbandes der IKG in Bayern
im ehemaligen Konzentrationslager Dachau findet statt am

Sonntag, 30. April 2023, 9.45 Uhr.

Abfahrt des Busses um 8.45 Uhr in der Briener Straße 50, München

STOLPERSTEINE WEIDEN

In der Bahnhofstraße 33 wohnten

OTTO KUPFER
JG. 1873
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 27.12.1942

HERMINE MINA
KLEIN
GEB. KUPFER
JG. 1870
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 26.9.1942
TREBLINKA

ROBERT KUPFER
JG. 1883
DEPORTIERT 1941
RIGA-JUNGFERNHOF
ERMORDET

Bilder Rückseite: (alle Beiträge dazu im Heft), **Nr. 1:** Preisverleihung Schreibwettbewerb, von links: Mirjam Wenzel und Marion Schubert, Foto: Jule Roehr/Initiative kulturelle Integration. **Nr. 2:** Preisverleihung Buber-Rosenzweig-Medaille, von links: Der Jüdische DKR-Präsident Rabbiner Andreas Nachama, die Katholische Präsidentin Dr. Margaretha Hackermeier, Moderatorin Yara Hoffmann und Dr. Anja Siegemund, Direktorin Centrum Judaicum. Foto: DKR. **Nr. 3:** Kultusstaatssekretärin Anna Stolz übergibt das Verdienstkreuz an Prof. Dr. Klaus Reder aus Würzburg, Foto: StMUK. **Nr. 4:** Centrum Judaicum Berlin, Blick in die Ausstellung, Foto: Henry Lucke. **Nr. 5:** Gemeinde Regensburg, jüdischer Friedhof. **Nr. 6:** IKG Bamberg, Rabbiner Salomon Almekias-Siegl. **Nr. 7:** Der Neuzugang im Von der Heydt-Museum Wuppertal. **Nr. 8:** Schachturnier in der Gemeinde Regensburg.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

vor drei Jahren, im Pessach-Heft vom 6. April 2020 musste ich, die Pandemie war gerade am Anfang, in meinem Editorial die Auswirkungen des Corona-Virus auf das Gemeindeleben beschreiben. „Schweren Herzens mussten wir die Gottesdienste vorerst einstellen“, schrieb ich damals. „Auch können die Sederabende in den Gemeinden nicht stattfinden.“ Wie stark das Virus in der Folgezeit tatsächlich unseren Alltag verändern sollte, konnten wir damals überhaupt noch nicht ahnen.

Zum Glück hat sich unser Leben mittlerweile wieder weitgehend normalisiert, auch das Gemeindeleben, und zum ersten Mal seit drei Jahren können wir wieder den traditionellen Gemeinde-Seder am Beginn des Pessach-Festes durchführen. Dieses Ereignis habe ich besonders vermisst und entsprechend groß ist in diesen Tagen meine Vorfreude auf den Gemeinde-Seder, der in diesem Jahr bei uns erstmalig von unserem neuen Gemeinde-Rabbiner Shlomo Avrasin geleitet werden wird. Mit ihm zusammen werden wir ein Gemeindeglied beim Vortrag der Ma Nischtana begleiten, werden die alten Pessach-Lieder singen und die vorgeschriebenen Speisen vom Seder-Teller essen.

Rabbiner Joel Berger hat auf der nächsten Seite die historischen Hintergründe und die besonderen Pessach-Rituale, auch die Vorbereitung darauf, beschrieben. Und alle diese Elemente werden am Seder-Abend zusammengefügt und erzeugen diese einzigartige Stimmung, die wir in den Corona-Jahren so sehr vermisst haben.



Eine besondere Verbundenheit mit den jüdischen Traditionen und mit Pessach beschreibt auch Marion Schubert in ihrem preisgekrönten Text „Bis zur Hochzeit“. Die Autorin gewann damit einen vierten Platz beim Schreibwettbewerb des Zentralrats und der „Initiative kulturelle Integration“ Ende letzten Jahres. Ihre persönliche und zugleich vertraute Geschichte finden Sie in diesem Heft auf Seite 9.

Nicht in Ordnung ist die Welt leider in der Ukraine und in den dortigen jüdischen Gemeinden. Dieser Krieg hat das Leben der Menschen in dem osteuropäischen Land dramatisch verändert und in vielen

Fällen in Trümmer gelegt. Unsere Gedanken sind gerade in diesen Pessach-Tagen, dem Fest der Befreiung, bei den Familien der Opfer des Krieges. Viele Mitglieder unserer jüdischen Gemeinden haben Verwandte und Freunde in der Ukraine und kommen häufig sogar selbst aus dem Land. Andere haben Verbindungen nach Russland und sind sprachlos über das Vorgehen des Kremls und bestürzt darüber, was das für das Land bedeutet. In keiner Weise wurde der Krieg in unsere Gemeinden getragen, im Gegenteil: Wir zeigen geschlossen Solidarität mit der Ukraine. Auch haben wir ohne Zögern die Geflüchteten aus der Ukraine unterstützt und vor allem in den ersten Monaten wichtige Vermittlungsarbeit mit den Behörden geleistet. Auf diese Leistung der jüdischen Gemeinschaft bin ich stolz.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein frohes Fest,

CHAG PESSACH SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

Leider kann auch dieses Heft aus gesundheitlichen Gründen nicht mit allen ursprünglich geplanten Beiträgen erscheinen. Wir bitten unsere Leser um Verständnis.

Redaktion
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
Benno Reicher

Pessach 5783

- Pessach
- Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4
- Bemerkungen über das Omer-Zählen
- Von Yizhak Ahren 5

Kultur

- Jüdisches Museum Augsburg 6
- Allersheim – Jüdischer Friedhof 8
- Bis zur Hochzeit
- Von Marion Schubert 9

Buber-Rosenzweig-Medaille

- Öffnet Tore der Gerechtigkeit
- Von Benno Reicher 11
- Laudatio von Rabbiner
- Prof. Dr. Andreas Nachama
- auf das Centrum Judaicum 12
- Centrum Judaicum 13

Nachrichten aus Frankreich

- Antisemitismus jetzt von links?
- Von Gaby Pagener-Neu 15
- Alija 16

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 18

Buchbesprechungen

- Wir sind nur noch wenige
- Von Daniel Hoffmann 25
- Der Rabbi und der Kommissar
- Von Angela Genger 28
- Wie die Queen
- Von Priska Tschan-Wiegelmann 31

Russische Seite 35

Wir erscheinen im April zu Pessach, im September zu Rosch Haschana und im Dezember zu Chanukka

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
authentisch bayerisch jüdisch

Redaktionsleitung: Benno Reicher,
Vorländerweg 25, 48151 Münster,
Telefon 0251-7475546
www.bayerisch-jüdisch.de
redaktion@berejournal.de

In dieser Ausgabe mit Beiträgen von Rabbiner Joel Berger, Yizhak Ahren, Angela Genger, Prof. Daniel Hoffmann, Rabbiner Andreas Nachama, Gaby Pagener-Neu, Ellen Presser, Benno Reicher, Prof. Monika Richarz, Marion Schubert und Priska Tschan-Wiegelmann

Herausgeber: Landesverband Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14,
69514 Laudenbach

Pessach

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Pessach ist eines der Pilgerfeste der Israeliten vom Altertum her. Zu jener Zeit des Tempel-Heiligtums in Jerusalem pilgerten die Israeliten aus dem ganzen Land, sogar aus dem Ausland, mindestens dreimal im Jahr nach der Hauptstadt, um diese Feste gemeinsam zu verbringen. Die drei Pilgerfeste, Pessach, Schawuot und Sukkot, sind durch ihre Zeremonien, ihre historischen Inhalte und ihre Liturgie miteinander verbunden.

An erster Stelle unserer Pilgerfeste steht Pessach, das wir vom 15.–22. Tag des jüdischen Monats Nissan begehen. Bei uns in der Diaspora, außerhalb des biblischen Landes, gelten die ersten und die letzten zwei Tage als Feste. Die restlichen Tage bewahren den Rahmen und die Stimmung, wie auch die Ritualien, jedoch fällt das Arbeitsverbot weg!

Von der Heiligen Schrift her gewinnt Pessach einen vielseitigen Inhalt. Die Tora, die Schrift erzählt uns von der Befreiung der Israeliten aus der Knechtschaft Ägyptens. Diese Befreiung bedeutete gleichzeitig die Geburtsstunde des jüdischen Volkes. Darin steckt eine wichtige Lehre für alle Menschen: Das Gewicht der Freiheit und die Plage des Unterdrücktseins. Die Inhalte des Festes verlangen von jedem Einzelnen von uns eine intensive Vorbereitung auf Pessach. Den Weg aus der Unterdrückung in die Freiheit muss man alle Jahre und immer wieder durchwandern, um den Geschmack der Freiheit aufs Neue auf der Zunge spüren zu können. Den Rüsttag des Festes füllt die Vorbereitung auf Pessach. Wir haben die Wohnungen be-

reits von „Chametz“, von gesäuerten Speisen, wie die Schrift es verlangt, gesäubert. Die letzten Restkrümel werden symbolisch vertilgt, verbrannt. Ein jüdisches „Osterfeuer“ wird in der Früh angesteckt. Die Freiheit, das neue Leben, verknüpfen wir mit der Matza, mit dem Geschmack des schlichten Fladenbrottes aus frischem Mehl und Wasser, hurtig auf dem Feuer gebacken ...

Pessach ist eine immerwährende Erinnerung an eine göttliche Heilstat, durch die aus einer Sklavengemeinschaft ein Volk geworden ist. Insbesondere drei Momente der Heilsgeschichte heben die Zeremonien des Festes hervor:

Die zehnte Plage, den Tod der Erstgeborenen der Unterdrücker und Sklavenshalter. Den Weg zur Freiheit konnte nur dieser grausame Schlag eröffnen. Der Tod, volkstümlich wird gerne über den Todesengel gesprochen, übersprang die Häuser der israelitischen Sklaven. Daher der hebräische Name „Pessach“, auf Hebräisch „Überspringen“. Die Erinnerung an diese Handlung Gottes beherrscht die Festzeremonien des Vorabends und des ersten Tages.

Zweitens wird der hastige Auszug aus Ägypten hervorgehoben. Nach der erlittenen zehnten Plage drohte der Aufstand in Ägypten. Die Höflinge drängten den Pharao, die Israeliten ziehen zu lassen, bevor

das Land zugrunde gehen würde. Darauftrieb der Pharao seine noch unvorbereiteten Sklaven in die Wüste. Ihre Wegzehrung, ihr Brotteig konnte nicht aufgehen. Man nahm es mit und buk es ohne Sauerteig draußen in der Wüste, als Fladenbrot der Nomaden. Daher ist Pessach in der Liturgie „Chag Hamatzot“, was soviel heißt wie „das Fest der ungesäuerten Brote“.

Und schließlich behandeln die Schriftlektüre aus der Tora, wie auch die wichtigsten Teile der Liturgie die Errettung am Schilfmeer, am Schlußtag des Festes. Dieses Ereignis lehrt bis heute, wie rasch bereits bezwungene Tyrannen in der Lage sein können, sich zu erholen, um ihre gestrigen Sklaven aufs Neue knechten zu wollen. Mit einem riesigen Heer verfolgte der Pharao die Israeliten ... Doch wir lesen in der Tora: „Ross und Reiter versanken in den Fluten des Schilfmeeres ...“

Die drei Elemente sind bei uns, bei den späteren Nachfahren, bei den von braunen und roten Diktaturen Befreiten vereint, und sie bilden für uns das bisher größte Erlebnis unserer Ahnen. Daher lebte und lebt Pessach stets in unserem Bewusstsein.

Wann auch immer im untergegangenen Sowjetreich die Diktatur eine härtere Gangart einschaltete, erfolgte als erstes das Verbot für die Juden, ihre Matzen, ihre Festbrote backen oder importieren zu dürfen.

In einem tiefsinnigen Satz der Haggada, der Festlektüre der Sederabende am Pessachfest, lesen wir: „Zu jeder Zeit, in jedem Geschlecht solle sich der Einzelne betrachten, als wäre er selbst aus Ägypten gezogen ...“

Dem Auszug, der Befreiung unserer Ahnen aus Ägypten huldigen wir nicht deshalb Jahr um Jahr, und sogar an jedem Schabbat in der Liturgie des Tages, weil es sich um ein geschichtliches Faktum, im Sinne eines einmaligen Geschehens handelt. Diese Befreiung einer Gruppe von Sklaven aus einer ägyptischen Provinz ist nicht nur eine historische Episode, sondern sie gewann Modellcharakter. Über diesen meinte Martin Buber, dass der „Gott der Leidenden“, der Erniedrigten und Beleidigten sich erbarmt und diese aus der Drangsal in die Freiheit führt. Die Erlebnisse Israels, die diese Art von Unterdrückung in jeder Generation erlebt haben und noch erleben, lassen den Exodus mit seiner historischen Einmaligkeit zum Leitbild aller Zeiten werden.



Foto: Mare

Bemerkungen über das Omer-Zählen

Von Yizhak Ahren

Am zweiten Sederabend, der bekanntlich nur außerhalb Israels gefeiert wird, beginnen wir mit dem Omer-Zählen (hebr.: Sefirat Haomer). Wie erfüllt man dieses Gebot? Stehend spricht jeder: „Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns durch seine Gebote geheiligt und uns das Omer-Zählen befohlen hat. Heute ist der erste Tag im Omer!“ Damit man diese kleine Zeremonie nicht vergisst, stehen beide Sätze in manchen Diaspora-Haggadot.

Sefirat Haomer soll, wie aus den Haggadot hervorgeht, am Ende des Seders rezipiert werden. Da man sonst im Anfang der Nacht zählt, drängt sich uns die Frage auf, warum das Omer-Zählen in der Diaspora erst Stunden nach dem Abendgebet stattfindet. Bevor wir versuchen, eine Antwort auf diese Frage zu geben, seien einige Bemerkungen über das Gebot von Sefirat Haomer gemacht.

Vom Omer-Zählen ist an zwei Tora-Stellen die Rede:

1. Im Wochenabschnitt Emor: „Und ihr zählt euch von dem Tage nach diesem Schabbat, von dem Tage eurer Darbringung des Omers der Wende; sieben volle Schabbate sollen es sein; bis zum Tage nach dem siebten Schabbat zählt ihr 50 Tage; und bringt dann Gott eine neue Huldigungsgabe nahe“ (3. Buch Mose 23, 15 und 16).

2. Im Wochenabschnitt Re-eh: „Sieben Wochen sollst du dir zählen, vom Anfang der Sichel am Getreide fängst du an zu zählen sieben Wochen. Und machest Schawuotfest dem Ewigen deinem Gott geweiht“ (5. Buch Mose 16, 9 und 10).

Seit der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem ist es nicht mehr möglich, am zweiten Tag des Pessachfestes einen Omer Gerste darzubringen. Die 49 Tage bis

Schawuot zu zählen, ist hingegen Teil unserer religiösen Praxis geblieben! Allerdings besteht eine Meinungsverschiedenheit zwischen Maimonides und anderen halachischen Autoritäten, ob wir mit dem Omer-Zählen heute eine Mitzwa der Tora erfüllen oder nur ein rabbinisches Gebot. Sogar nach denjenigen Halachisten, die Sefirat Haomer in unserer Zeit für ein rabbinisches Gebot halten, sagt man im Segensspruch, dass der Ewige „uns das Omer-Zählen befohlen hat“ – denn Gott hat uns befohlen, die Anweisungen der Weisen zu befolgen.

In den oben zitierten Versen erklärt die Tora nicht, WARUM Juden 49 Tage (7 Wochen) zählen sollen. Die Gründe des göttlichen Gesetzgebers sind uns in diesem Fall wie auch bei vielen anderen Mitzwot nicht bekannt. Jedoch ist es erlaubt und durchaus erwünscht, im Rahmen des Torastudiums die Frage zu behandeln, was uns die Tatsache lehrt, dass die Tora bestimmte Handlungen vorschreibt.

Der Verfasser von „Sefer Hachinuch“ sowie auch einige andere Autoren haben die Meinung vertreten, dass die Tora durch das Gebot des Omer-Zählens auf den engen Sinnzusammenhang zwischen Pessach und Schawuot aufmerksam macht. Die wundersame Befreiung aus der Sklaverei, der Auszug aus Ägypten, und die Übergabe der Tora am Berg Sinai sieben Wochen danach stehen nicht verbunden nebeneinander; sie sind vielmehr als Stadien in einem Entwicklungsprozess zu begreifen.

Rabbiner Samson Raphael Hirsch bestimmt die Bedeutung von Sefirat Haomer wie folgt: „Um auszudrücken, festzuhalten und fürs Leben zu beherzigen: dass Pessach seine Vollendung nur in Schawuot finde, d.h. Freiheit und aller

Segen, der in ihr liegt, nur erst Wert, Wirklichkeit und Bedeutung durchs Gesetz der Tora erhält; wie denn nur, um Diener der Tora zu werden, Israel aus dem Dienst Mitzrajims befreit wurde“ („Chorew“ § 214).

Und in seinem Tora-Kommentar (zu 5. Buch Mose 16,9) führt Rabbiner Hirsch aus: „Persönliche Freiheit ist nichtig ohne Gesetz, schlägt in unheilvolle Willkür um ohne Gesetz, die rechte Freiheit wohnt nur im Gesetz. Vor allem Israel hat die persönliche Freiheit nur für seine Dienstunterordnung unter das Gesetz bekommen, Gesetzesvolk ist seine einzige Bestimmung. Es gehört die ganze Mannesarbeit eines frei gewordenen Mannes an sich selber dazu, um nun auch die Fesseln und das Joch der Begierden und Leidenschaften, den Trotz des Eigensinns und des Eigenwillens zu brechen, die ihn zum Sklaven der Sinnlichkeit und der Gesetzeshöhnung machen.“

Die Zeit von Sefirat Haomer ist als eine Vorbereitungszeit zu begreifen, in der Selbstbearbeitung (hebr.: Tikkun Hanefesch) auf der Tagesordnung steht. Um die spirituelle Aufgabe im Frühjahr besser erfüllen zu können, haben unsere Weisen den schönen Brauch eingeführt, in den sieben Wochen von Sefirat Haomer sowohl die „Sprüche der Väter“ aus der Mischna als auch das biblische Buch „Mischle“ besonders intensiv zu studieren (siehe Rabbiner Jakob Zwi Mecklenburg, „Haketav Vehakabbaka“ zu 3. Buch Mose 23,11).

Kehren wir nun zur eingangs aufgeworfenen Frage, warum in der zweiten Seder nacht Sefirat Haomer erst gegen Ende der Feier gesprochen wird. Ernst Daniel Goldschmidt schreibt: „Man pflegt das Zählen gewöhnlich beim Abendgottesdienst zu erledigen, jedoch legen am ersten Abend der Zählung viele Wert darauf, es erst in später Nacht zu tun, weil das Omer, von dessen Darbringen die Zählung den Namen hat, erst in der Nacht geerntet und zubereitet wurde.“ Nach dieser Erklärung sollte auch im Lande Israel das erste Zählen nicht gleich nach dem Abendgebet erfolgen.

Eine ganz andere Antwort auf die uns beschäftigende Frage hat Rabbiner Joseph B. Soloveichik vorgetragen. Seiner Ansicht nach rezitiert man den Segensspruch von Sefirat Haomer erst im Schlussteil der häuslichen Feier, um die Freude beim Sederabend nicht von Anfang an zu mindern. Denn beim Omer-Zählen kommen gewisse Trauergefühle auf, und zwar wegen des erklärtermaßen noch nicht erreichten Ziele.

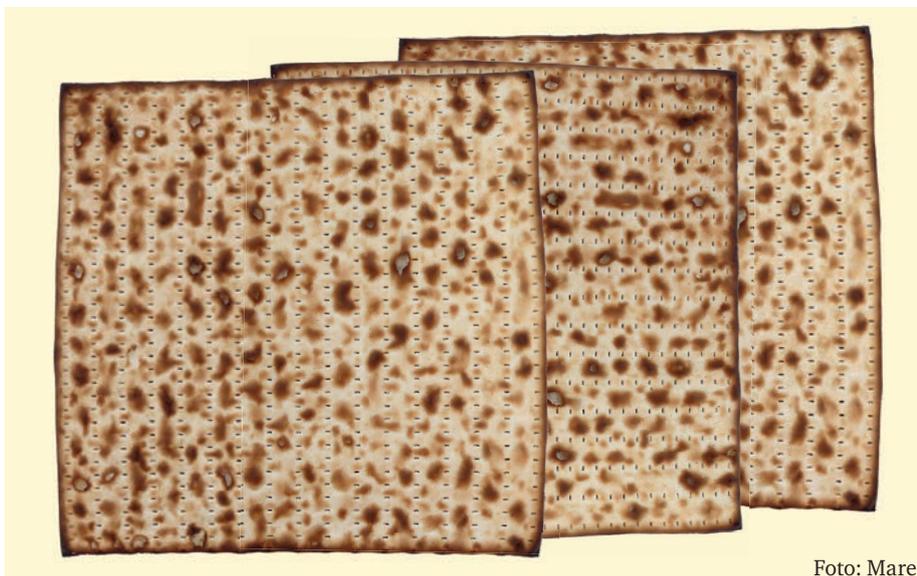


Foto: Mare

Jüdisches Museum Augsburg

AUGSBURG. Hetzkampagnen und Gewaltmaßnahmen gegen Juden wurden nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nicht nur von oben verordnet. Persönliche Ressentiments spielten weiter eine wichtige Rolle. Durch sie entwickelten die antijüdischen Maßnahmen vor Ort vielfach eine eigene Dynamik, wie auch Jakob Feibelman erfahren musste. Der Memminger Kaufmann wurde ab 1933 mit anonymen Drohschreiben übersättigt, die ihn massiv anfeindeten und zur Emigration drängten.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Feibelman, der 1880 als Sohn eines Viehhändlers geboren wurde, die meiste Zeit seines Lebens in Memmingen verbracht. Im Rahmen seines sozialen Engagements hatte der Kaufmann auch ein paar Jahre lang das Amt des zweiten Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde ausgeübt. Angesichts der immer auswegloser werdenden Lage sah er sich 1934 schließlich gezwungen, seine Existenz in der Stadt aufzugeben. Ende November flüchtete er mit seiner Familie nach Palästina und nahm die Drohschreiben mit, die er als Beweismittel gesammelt hatte. Dadurch blieben über 60 Zusendungen erhalten, die heute von Feibelmans Enkelin und verschiedenen Archiven in Deutschland und Israel aufbewahrt werden.

Eine Ausstellung des Jüdischen Museums Augsburg Schwaben zeigt bis zum 3. September in der Museumsdependance „Ehe-

malige Synagoge Kriegshaber“ Reproduktionen erhaltener Briefe und Postkarten. Sie vergegenwärtigen nicht nur den Hass, dem Jakob Feibelman ausgesetzt war, sondern führen auch beispielhaft die Mechanismen vor Augen, mit denen Juden



Jakob und Irma Feibelman ca. 1932 in Memmingen. Foto: Amira Korin, Israel

nach dem Beginn der NS-Gewaltherrschaft auf lokaler Ebene ins Exil getrieben wurden. Aus diesem Grund verschränkt die Ausstellung Täter- und Opfergeschichte. Sie nimmt zum einen die Urheber der Drohschreiben, ihre Motive und mögliche Mitwisser in den Blick. Zum anderen geht sie den Auswirkungen der Hassbotschaften auf das Leben von Jakob Feibelman nach. Schließlich werden auch der lange Weg bis zur Aufarbeitung des Falls und Feibelmans mühevoller Wiedergutmachungsverfahren thematisiert. Ziel der Ausstellung ist es, die lokalgeschichtliche Debatte über die nationalsozialistische Judenverfolgung um neue Perspektiven zu erweitern und eine Auseinandersetzung mit NS-Täterschaft und Mitläufertum anzuregen.

Um eine möglichst breite Öffentlichkeit zu erreichen, wurde die Ausstellung vom Jüdischen Museum in Kooperation mit dem Netzwerk „Historische Synagogenorte in Bayerisch-Schwaben“ als Wanderausstellung konzipiert. Erster Präsentationsort war bereits im vergangenen Jahr das Stadtmuseum Memmingen, da sich Feibelman in dieser Stadt mit der Hetzkampagne konfrontiert sah. Nach der Ausstellung in Kriegshaber soll sie über die nächsten Jahre hinweg in den anderen Netzwerkorten gezeigt werden. Ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm begleitet die Ausstellung. Weitere Infos dazu auf jmaugsburg.de. PM-A

Regensburger Dom

REGENSBURG. Ende Januar haben Bayerns Kultusminister Prof. Dr. Michael Piazzolo, Bayerns Antisemitismusbeauftragter Dr. Ludwig Spaenle, Ilse Danziger, die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Regensburg, Dompropst Dr. Franz Frühmorgen und Baudirektor Berthold Schneider eine Informationstafel zu der spätmittelalterlichen Schmähdarstellung „Juden-sau“ am Regensburger Dom enthüllt. Künftig wird die Informationstafel und ein Internetauftritt die sog. „Juden-sau“ historisch einordnen und deutlich machen: Der Freistaat als Eigentümer des Doms und die Diözese Regensburg als Nutzer distanzieren sich von der jüdenfeindlichen Darstellung aus dem späten Mittelalter.

„Mit der Einweihung der neuen Infotafel setzen wir ein Zeichen gegen Antisemitismus. Die Beteiligten haben gemeinschaftlich einen Weg der Auseinandersetzung mit diesem historischen Erbe gefunden,

der als ‚Regensburger Weg‘ Vorbild für die Auseinandersetzung mit ähnlichen Schmähplastiken sein kann“, erklärte Kultusminister Michael Piazzolo bei der Übergabe der Infotafel.

Das Vorgehen in Regensburg ist ein Ergebnis eines lokalen und eines bayernweiten Runden Tisches vom Antisemitismusbeauftragten Dr. Spaenle mit Verantwortlichen der Jüdischen Gemeinden, der christlichen Kirchen und staatlicher Stellen. Denn es gibt an mehreren historischen Gebäuden in Deutschland und in Bayern jüdenfeindliche Darstellungen, etwa in St. Sebald in Nürnberg und an der Cadolzburg.

„Wir stehen auch zu der belasteten Vergangenheit wie hier am Regensburger Dom. Wir arbeiten sie nachhaltig auf“, sagte Spaenle. „Wir machen den Ort zu einem Erinnerungsort. Die Skulptur soll alle Menschen mahnen, gegen jede Form von Propaganda, Hass und Ausgrenzung

vorzugehen. Wir distanzieren uns von der langen Geschichte der Verfolgung von Jüdinnen und Juden bis hin zur Ermordung von sechs Millionen Menschen jüdischen Glaubens in der Shoa. Wir machen deutlich: Jüdinnen und Juden gehören essentiell zu unserer Gesellschaft.“

Auch Ilse Danziger, die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Regensburg, nimmt dazu Stellung: „Es wird nun im Einvernehmen aller Verantwortlichen eine neue, deutlich sichtbare Hinweistafel über die jüdenfeindliche Schmähplastik aus dem späten Mittelalter am Dom angebracht. Auch wenn wir uns heute in Anerkennung und gegenseitigem Respekt begegnen, ist es doch wichtig, an die Vergangenheit als Mahnung zu erinnern und somit eine Wegweisung für die Zukunft unseres Zusammenlebens zu schaffen. Der Grundsatz des Judentums lautet: ‚Sich erinnern heißt leben‘. Die Diskussion kann endlich ein Ende finden.“



Am Regensburger Dom, von links: Bayerns Antisemitismusbeauftragter Dr. Ludwig Spaenle, Kultusminister Prof. Michael Piazol, Bauamtsdirektor Karl Stock, die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Regensburg Ilse Danziger und Domprobst Dr. Franz Frühmorgen vor der neuen Hinweistafel.
Foto: Christian Eckl

Für die katholische Kirche ergänzt Domprobst Dr. Franz Frühmorgen: „Von Anfang an waren die Diözese Regensburg und das Domkapitel daran interessiert, den Text der Tafel, die sich seit vielen Jahren unterhalb der Schmähsulptur befand, zu bearbeiten, nochmals zu präzisieren und für die heutige Zeit verständlich zu machen. Im Rahmen eines außerordentlich guten Miteinanders zwischen Staat, jüdischer Gemeinde und katholischer Kirche wurde nun ein Text entwickelt, der die historische Wirklichkeit darstellt und die Schmähsulptur als zu Stein gewordenen Antisemitismus benennt. Die Diözese Regensburg und das Domkapitel distanzieren sich in aller Entschiedenheit von einer solchen Verunglimpfung und Schmähung jüdischer Mitmenschen. Allerdings können wir Ge-

schichte nicht ausradieren. So bleibt die Schmähsulptur für uns eine andauernde Mahnung, gegen jede Form von Antisemitismus einzutreten und die Würde eines jeden Menschen zu achten.“

Von der Informationstafel aus, die das Staatliche Bauamt Regensburg realisiert hat, kommen interessierte Besucher des Doms über einen QR-Code auf den Internetauftritt des Bayerischen Antisemitismusbeauftragten. Dort erhalten sie weitere Informationen über judenfeindliche Darstellungen an historischen Gebäuden in Bayern sowie über die Geschichte von Jüdinnen und Juden in Regensburg. In Regensburg ist die jüdische Gemeinde bereits für das späte 10. Jahrhundert nachgewiesen – sie ist damit die älteste in Bayern. Der Text der Infotafel wurde von der Münchner Professorin Dr. Eva Haverkamp-Rott in Ab-

stimmung mit dem Antisemitismusbeauftragten des Freistaats erstellt und mit allen beteiligten Einrichtungen abgestimmt.

Der Text der Tafel lautet:

Judensau-Darstellungen sind zu Stein gewordener Antisemitismus.

Das Motiv findet sich ab dem 13. Jahrhundert fast nur im deutschen Sprachraum. Obwohl das Schwein im Judentum als unrein gilt, wurde fälschlich behauptet, dass Juden wie Ferkel an einer Sau saugen. Diese Darstellung wollte Ekel und Verachtung gegenüber Jüdinnen und Juden hervorrufen und das Judentum angreifen. In der christlichen Kunst verkörpert das Schwein vor allem den Teufel. Behauptet wurde daher, dass Jüdinnen und Juden mit dem Teufel im Bunde seien, von ihm „genährt“ würden und seine Lehren aufnahmen. Diese Skulptur am Dom wurde im 14. Jahrhundert gegenüber dem jüdischen Wohnviertel angebracht. Sie zeigt Männer, die an den Zitzen einer Sau saugen und ihr ins Ohr sprechen. Die Männer sind durch „Judenhüte“ als Juden gekennzeichnet. Mit dieser menschenverachtenden Propaganda wurden Jüdinnen und Juden zu Feinden des Christentums erklärt. So wurde über Jahrhunderte Hass gegen sie geschürt. Ausgrenzung, Verfolgung bis hin zum Mord waren die Folge. Heute soll diese Skulptur alle Menschen mahnen, gegen jede Form von Propaganda, Hass, Ausgrenzung und Antisemitismus vorzugehen.

Prof. Dr. Klaus Reder

MÜNCHEN. Der Heimat- und Denkmalpfleger für den Bezirk Unterfranken, Prof. Klaus Reder, hat von Kultusstaatssekretärin Anna Stolz den Bundesverdienstorden erhalten. Das Verdienstkreuz am Bande ist die höchste Auszeichnung, die die Bundesrepublik Deutschland für Verdienste um das Gemeinwohl ausspricht. Damit würdigt der Staat auch den Einsatz des Historikers für die alten jüdischen Friedhöfe in Unterfranken. Ein weiteres starkes Zeichen für die Bedeutung von interreligiösem Dialog und Erinnerungskultur setzte Reder auch in Würzburg, wo er im Jahr 1999 eine seither jährlich am 27. November stattfindende Gedenkveranstaltung zur Erinnerung an die Deportation der Würzburger Juden im Dritten Reich ins Leben rief. Kultusstaatssekretärin Anna Stolz, die Prof. Dr. Klaus Reder den Orden in München übergab, zeigte sich beeindruckt von dessen ehrenamtlichem Engagement über viele Jahrzehnte hinweg und hob insbesondere auch sein Engagement in der kirchlichen Gemeinschaft von Sant’Egidio

hervor: „Klaus Reder hat das karitative Wirken von Sant’Egidio nicht nur in Würzburg, sondern in unserem ganzen Land geprägt. Er ist deren Vorsitzender und Gesicht im ganzen Bundesgebiet. Gemeinsam mit vielen weiteren Mitgliedern der Gemeinschaft ist Klaus Reder seit rund 40 Jahren für alle die da, mit denen das Leben es nicht gut gemeint hat. Wie wichtig dieses Engagement ist, wurde gerade in den letzten drei Jahren während der Pandemie wieder deutlich, in denen Klaus Reder unter anderem für bedürftige und alleinstehende Senioren, Obdachlose, Geflüchtete oder Kinder und Familien in sozialen Brennpunkten ein wichtiger Rettungsanker war.“

Dabei geht der Einsatz des Ausgezeichneten weit über die Landesgrenzen hinaus. So koordinierte Reder von deutscher Seite verschiedene Projekte in Afrika, wo er und seine Mitstreiter junge Menschen in wichtigen rechtlichen Fragen unterstützen und Aufklärungsarbeit im Kampf gegen den HI-Virus leisten. Kultusstaatssekretärin

Anna Stolz ging hierauf ebenso ein wie auf Reders Streben nach Frieden und Toleranz. So war der Ausgezeichnete bei der Organisation dreier internationaler Friedentreffen in Deutschland maßgeblich beteiligt und setzte für Anna Stolz damit „ein auch aus heutiger Sicht vor dem Hintergrund des fürchterlichen russischen Angriffskriegs auf die Ukraine wichtiges Signal für Frieden, Freundschaft und Verständigung in unserer Welt.“

Mit der Aushändigung des Verdienstordens würdigt die Bundesrepublik das über Jahrzehnte währende Engagement von Klaus Reder in all diesen Bereichen unserer Gesellschaft. So betonte Anna Stolz, die wie Reder aus Unterfranken stammt, abschließend noch einmal an ihn persönlich gerichtet: „Sie haben sich im wahrsten Sinne in herausragender Weise um das Gemeinwohl der Bundesrepublik Deutschland und des Freistaats verdient gemacht. Nehmen Sie die heutige hohe Auszeichnung daher als Zeichen des Respekts und insbesondere auch des Dankes Ihrer Heimat.“

Allersheim – Jüdischer Friedhof

ALLERSHEIM. „Jeder jüdische Grabstein ist ein Denkmal“, konstatiert der Bezirksheimatpfleger von Unterfranken Prof. Klaus Reeder im Sommer 2022 auf dem jüdischen Friedhof in Maßbach. Deshalb dokumentiert das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege in Zusammenarbeit mit Prof. Susanne Talabardon von der Universität Bamberg und ihrem Team und dem Salomon-Ludwig-Steinheim-Institut seit Ende 2022 rund 80.000 Grabsteine in Bayern. Mehr als 30.000 davon liegen in Unterfranken. Susanne Klemm vom Landesamt erklärt, dass die Steine nicht wegen ihrer Kunstgeschichte, sondern wegen der hebräischen Inschrift zu Denkmälern wurden.

Für den jüdischen Friedhof Allersheim im Landkreis Würzburg zeichnet als Übersetzerin die Hebräisch-Dozentin der Universität Würzburg Dr. Monika Berwanger verantwortlich. Gemeinsam mit einer kleinen Gruppe aus Ehrenamtlichen übersetzt sie Stein um Stein und macht damit die Inhalte der Denkmäler erst einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Rund 200 von 1.500 Steinen hat sie bereits übersetzt.

Ende Februar hielten Monika Berwanger und Joachim Bürkle im Johanna-Stahl-Zentrum einen Vortrag über jüdische Begräbniskultur am Beispiel des Friedhofs in Allersheim. Nachdem Bürkle dessen Geschichte erläutert hatte, stellte Berwanger die lokalen Besonderheiten vor und ging dabei auch auf spezifische Probleme ein. Neben der raschen Verwitterung stellen insbesondere antisemitische Schändungen, aber auch gut gemeinte und schlecht umgesetzte farbliche Nachzeichnungen der hebräischen Inschriften große Herausforderungen für die Dokumentation des Friedhofes dar. Die zunehmend schlechter lesbare hebräische Schrift auf Grabsteinen muss durch moderne Methoden der Fotografie erhalten und für die Nachwelt bewahrt werden. Mit Farbe, die nach einiger Zeit vom Regen abgespült wird, entstellt man die Inschrift bis zur Unleserlichkeit. Wenn man Grabsteine auf dem Friedhof Allersheim auf Fotografien aus dem Jahr 1996 mit solchen von heute vergleicht, wird schnell ersichtlich, dass den Beteiligten am bayernweiten Dokumentationsprojekt nicht mehr viel Zeit bleibt. Während polierte Granite oder Diorite aus

dem 19. Jahrhundert, die teilweise auf dem Seeweg von Norwegen nach Allersheim importiert wurden, eher lang lesbar sein werden, steht es um lokale Gesteinsarten aus dem 17. und 18. Jahrhundert nicht sehr gut. Bunte Sandsteine zeichnen sich dadurch aus, dass sie mehr und mehr abblättern, bis die Inschrift nicht mehr erkennbar ist. Bei Muschelkalksteinen entstehen Hohlräume im Inneren, die bisweilen ganze Wörter bis zur Unkenntlichkeit entstellen.

Während des Vortrags gab immer wieder auch Israel Schwierz, Vorstandsmitglied der Gemeinde Mischkan ha-Tfila Bamberg, Einblicke in die Bestattungspraktiken der jüdischen Gemeinden Frankens und Israels. Schwierz gilt mit seinem Buch „Steinerne Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern“ als einer der besten Kenner der jüdischen Friedhofslandschaft Bayerns.

JSZ-WÜ

Werner Loyal

JERUSALEM. Im Alter von 96 Jahren verstarb am 24. November 2022 in Jerusalem der langjährige israelische Diplomat Werner Loyal. Als Werner Löbl 1926 in Bamberg geboren, wurde er noch gerade rechtzeitig mit seiner Schwester Erika mit einem „Kindertransport“ nach England geschickt. Die Geschwister konnten 1942 mit einem Frachter von Glasgow nach Buenos Aires fahren und von dort über Chile weiter nach Ecuador, wo sie im Hafen von ihrem Vater empfangen wurden. Nach weiteren Stationen in den USA ging Loyal 1953 nach Jerusalem, wo seine berufliche Tätigkeit im diplomatischen Dienst begann. Zwei Jahre später traf er Pamela Sabel, die seine Frau wurde. „Sie heirateten 1956 im King David Hotel, es war dort die erste koschere Hochzeit“, schreibt die Jerusalem Post in ihrem Nachruf. „Unter den Gästen waren Mosche und Ruth Dayan, Mosche Scharett und Teddy und Tamar Kollek.“

Später gehörte Loyal zu den Gründern der Har-El-Reform-Congregation und er spielte eine große Rolle in der „Bewegung des Progressiven Judentums“ in Israel. „Es gab noch viele andere Projekte“, schreibt die Jerusalem Post, „aber ohne Zweifel, seine Frau Pamela, ihre Söhne und Töchter und die vielen Enkelkinder denken mit Wehmut und voller Stolz an ihn.“

Werner Loyal veröffentlichte seine Lebensgeschichte 2010 im Jerusalemer Gefen Verlag. JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN hat sein Buch „We were Europeans“ im Heft vom September 2013 (*bayerisch-jüdisch.de*), Seite 35, ausführlich besprochen.

Benno Reicher

Von Würzburg nach Wuppertal

WUPPERTAL. Einem Unternehmer aus Nordrhein-Westfalen war es Ende 2022 gelungen, auf einer Kunstauktion in München das berühmte Bild „Lesende (Else Lasker-Schüler)“ von Karl Schmidt-Rottluff (1912) aus der Sammlung des Würzburger Unternehmers und Kunstmäzens Hermann Gerlinger zu ersteigern. Als Dauerleihgabe wurde es im Januar dem Wuppertaler Von der Heydt-Museum übergeben. Damit kommt die berühmte jüdische Dichterin Else Lasker-Schüler (1869 bis 1945) im Bild zurück an ihren Geburtsort (Wuppertal-)Elberfeld.

Museumsdirektor Dr. Roland Mönig erklärte dazu: „Wir sind überglücklich, dass Else Lasker-Schüler mit diesem Bildnis quasi nach Hause kommt. Das Werk belegt Schmidt-Rottluffs ganze schöpferische Wucht auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Else Lasker-Schülers schillernde Persönlichkeit hat er in einer einzigartigen Komposition eingefangen, in der eine expressive, leuchtende Farbigkeit sich mit kubistischen Formexperimenten verbindet. Dieses kostbare Meisterwerk schließt eine Lücke in unserem Bestand zur Kunst des Expressionismus. Sein Gegenstück im Von der Heydt-Museum ist das berühmte Bildnis von Else Lasker-Schüler, das Jankel Adler 1924 schuf.“

Nun ist das Porträt der berühmten Schriftstellerin und Künstlerin, die in Elberfeld

geboren wurde, gemeinsam mit Jankel Adlers „Bildnis Else Lasker-Schüler“ (1924) und anderen Grafiken von Karl Schmidt-Rottluff in einer extra für diesen Anlass geschaffenen Präsentation zu sehen.

Nachtrag zu: JÜDISCH REISEN Wuppertal, zu Besuch bei Else Lasker-Schüler in: JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, 10.12.2020, S. 19, auch auf *bayerisch-jüdisch.de*.

bere.



„Lesende (Else Lasker-Schüler)“ von Karl Schmidt-Rottluff (1912).

Foto: Von der Heydt-Museum Wuppertal

L'Chaim

BERLIN. Sie hat beim Schreibwettbewerb L'Chaim im letzten Jahr auf Anhieb den vierten Platz belegt und mit ihrem Erstlingswerk „Bis zur Hochzeit“ 500 Euro gewonnen. Bis dahin war sie nicht schriftstellerisch tätig. Marion Schubert hat einen biografischen Text geschrieben. Sie erzählt ihre Geschichte, die nicht untypisch ist für jüdisches Leben in Deutschland nach der Shoa, in klarer Sprache, ohne Schnörkel und Sprachexperimente. Dem älteren Leser sind ihre Schilderungen sehr vertraut und viele werden sich damit identifizieren können. Lebensnah und lebendig, trotz erkennbarer Brüche, sind ihre Schilderungen zum Pessachfest. Auch dies für die Redaktion ein Grund, „Bis zur Hochzeit“ in diesem Pessach-Heft nachzudrucken.

Marion Schubert, geb. Salomon, wurde 1946 in Shanghai als einziges Kind von deutsch-jüdischen Eltern geboren, die 1939 aus Berlin fliehen mussten. Zehn Jahre später, 1949 ging die Familie von Shanghai nach Jerusalem, aber bereits 1953 kehrte sie nach Berlin zurück. „Um meinen Eltern zu zeigen, dass ich Geld verdienen kann und einen Beruf habe, den man überall in der Welt ausüben kann, habe ich als Fremdsprachenkorrespondentin für Englisch gearbeitet“, erzählt sie. Später arbeitete sie auch als Sachbearbeiterin in der Israelischen Botschaft.

Nach der Geburt ihrer drei Kinder arbeitete die Autorin und ausgebildete Bibliotheksassistentin ehrenamtlich in einer Bücherei der evangelischen Kirche in



Bonn, wo die Familie zwischenzeitlich lebte. Auch führte sie Schulklassen und Vereine durch die Synagoge. Der Dialog der Religionen und Kulturen ist ihr eine Herzensangelegenheit. „Einerseits geht es um die Vermittlung von Wissen über das Judentum, über Feiertage, Gottesdienste und Ausstattung einer Synagoge“, sagt sie, „andererseits ist aber die persönliche Begegnung und Echtheit von noch größerer Bedeutung, wenn auch der Sinn all dessen klargemacht wird.“ Heute lebt Marion Schubert in Berlin, wo sie, vielleicht auch durch den Erfolg beim Wettbewerb angestoßen, schon neue Schreibpläne hat. „In meinem Erinnerungsbüchlein gibt es noch andere Episoden, die

ich eventuell vertiefen könnte. Eine Idee habe ich schon.“ Man darf gespannt sein.

Marion Schubert war durch eine Anzeige in der Jüdischen Allgemeinen auf den Schreibwettbewerb aufmerksam geworden. Organisiert von der Initiative kulturelle Integration, dem Zentralrat der Juden und anderen Institutionen, beteiligten sich fast 200 Autoren mit sehr unterschiedlichen jüdischen Themen im vergangenen Jahr an diesem beachtenswerten Projekt. JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN hat im letzten Heft vom Dezember 2022 ausführlich darüber berichtet. Der Schreibwettbewerb wird am 8. Juni 2023 auf dem Evangelischen Kirchentag in Nürnberg mit einer Lesung von drei prämierten Texten vorgestellt. Dazu gibt es auch eine von Shelly Kupferberg moderierte Diskussion mit Olaf Zimmermann, Geschäftsführer des deutschen Kulturrats und Sprecher der Initiative kulturelle Integration, und mit Felix Klein, Beauftragter gegen Antisemitismus.

Das nächste Projekt der Initiative kulturelle Integration, des Zentralrats und der Mitveranstalter für 2023 ist der Poetry-Slam-Wettbewerb „Slammt Tacheles! Poetry-Slam zum jüdischen Leben in Deutschland“. Einsendeschluss ist der 4. Juni 2023. Insgesamt stehen Preisgelder in Höhe von 14.500 Euro zur Verfügung. Nähere Informationen dazu unter poetryslam-tacheles.de und zum Schreibwettbewerb unter www.kulturelle-integration.de/schreibwettbewerb.

Benno Reicher

Bis zur Hochzeit

Von Marion Schubert

Beim morgendlichen Blick in den Spiegel bemerke ich die kleine Narbe am Kinn. Meine Großmutter hatte mir gesagt, dass bis zur Heirat alles wieder verheilt sein würde, aber es gibt offenbar Narben, die bleiben. Unscheinbare Begleiter des Lebens. Wenn andere sie nicht sehen, sind sie doch da.

Meine Eltern waren 1939 aus Deutschland geflohen. Sie lebten zehn Jahre im Exil in Shanghai, wo ich 1946, ein jüdisches Flüchtlingskind, geboren wurde. 1949 zogen wir nach Musrara, Jerusalem, in den neu gegründeten Staat Israel. Die Turbulenzen dieser Jahre ließen mich ein zurückgezogenes und verschlossenes Kind werden. Das erste Gebot war, „du sollst deine Eltern nicht verärgern“.

Sie hatten überlebt, und ich war ihr Einziges. Keine Risiken mehr eingehen, jeg-

lichen Narbenbildungen vorbeugen. Sie litten genug. Andere Kinder testeten frech ihre Grenzen aus, mir blieb das verwehrt. Dadurch empfand ich mich fremd, sogar unter Juden. Eines Tages wurde ich von einem Jungen huckepack genommen. Mutter hätte dies nie erlaubt. Ich stürzte auf den Boden, so dass der Kopf dröhnte. Seitdem die Narbe. Sie wurde nicht zum Sinnbild der Freiheit, sondern dazu, auf Warnungen zu hören. So wurde ich ein übervorsichtiger Mensch.

In Berlin legten meine Eltern Wert auf die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Jeden Freitagabend besuchten wir den Gottesdienst in der Synagoge Pestalozzistraße. Zuhause standen zwei große silberne Leuchter auf einer weißen Tischdecke. Die Challe (ostjidd.) wurde extra beim Bäcker bestellt und „Barches“ (westjidd.) genannt. Dieser Hefezopf wurde

unter dieser alten, reich mit Stickerei verzierten Decke versteckt.

Das Gestickte weist inzwischen Lücken auf. Die Narben eines Gegenstandes, der für rituelle Zwecke benutzt wurde und eine lange Reise hinter sich hat. Von Posen nach Berlin, dann Shanghai, Jerusalem und am Ende wieder Berlin. Die Lücken sind wie die Narben, die den Besitzern dieser Barchesdecke zugefügt wurden.

Es war die Religion, die mir den Mut gab, mich der Angst zu stellen. Ich stand in der Synagoge Pestalozzistraße beim Kindergottesdienst einmal vor der Bima, dem Pult für die Torarolle, und las einen Vers auf Hebräisch und Deutsch vor: „Mögen wohlgefällig sein die Worte meines Mundes und das Sinnen meines Herzens Lasse Frieden walten über uns und über ganz Israel.“ Ich sagte dies, zwölfjährig,

voller Inbrunst. Dieser Vers hat mich wie ein Segensspruch im Leben begleitet. Die Feier der religiösen Mündigkeit von jungen Frauen (Bat Mitzwa) wurde erst später eingeführt.

Es war nicht leicht, ein Verständnis von den Gebeten zu bekommen, denn es gab keine Erleichterungen wie ein normal lesbarer Druck mit moderner Übersetzung und Transliteration wie heute. Vieles blieb für mich geheimnisvoll.

Zuhause zündete meine Mutter jeden Schabbat die Kerzen an und sprach dabei laut ein Gebet, das hinterher von einem Murmeln begleitet wurde. Ich glaube, es war ein Dank und eine Bitte. Ich habe sie nie gefragt. War sie bei ihrer verlorenen Familie und betete für sie oder uns?

Warum hatten meine Eltern genau diese Ritualgegenstände immer mitgenommen und nicht verkauft? Sie lebten im chinesischen Exil und in Israel doch in Armut. Verbundenheit mit vergangenen Generationen?

Traditionell bereitete Mutter zu Pessach einen echten „gefüllten“ Fisch zu. Die Matzklöße waren aus ganzer Matze, die eingeweicht worden waren, nicht zu vergleichen mit Klößen aus Matzemehl. Was für ein Genuss war die Hühnerbrühe mit selbstgemachten Lokschen (Nudeln). Meine Eltern lebten keinesfalls koscher. Sie legten Wert auf die Tradition, ohne sich strikt an alle Vorgaben zu halten.

Eine Sache aber war unumstößlich. Ich würde eines Tages einen jüdischen Mann heiraten. Insbesondere meinem Vater war dies wichtig. Keine leichte Aufgabe im Deutschland der Nachkriegszeit. Die Kette der Generationen nicht durchtrennen.



Marion Schubert

Trotz Shoa ausgerechnet hier leben, unverständlich für viele Juden in der Welt. Meine Vorfahren hatten an ihrer Religion festgehalten.

Ich überlegte, nach Israel zurückzukehren, es dort zu versuchen. Dann kam Reinhard, aus einer protestantischen Familie. Ich traf ihn beim autogenen Training in einer Volkshochschule.

Vater lernte ihn kurz vor seinem Tod kennen, nicht ahnend, dass er zwei Jahre später mein Mann werden würde.

Mutter war ein nicht-jüdischer Schwiegersonn recht, damit ich in Berlin blieb und nicht nach Israel zog. Ich schämte mich, aber verlor nicht diese Verbindung zum „Höchsten“.

Daher behielt ich in dieser „gemischten“ Ehe Traditionen bei. Da unsere Feste stets mit üppigen Mahlzeiten einhergingen, feierte mein Mann alles mit. Sei es Schabbat, Pessach oder Chanukka, wenn etwas Leckeres auf dem Tisch stand und es ein gemütliches Beisammensein gab, trug er dafür gerne eine Kippa.

Doch an Pessach fiel es mir schwer, selber den Seder zu leiten. Die Erinnerung war mit meinem Vater verbunden und der Leitung durch den Hausherrn. Egalitären Gottesdienst kannte ich nicht. Es gab keinerlei Hilfestellung und Anleitungen, etwas alternativ zu gestalten. Ich folge der Tradition oder nicht. Keine neuen Narben.

Später lernte ich in der Bonner Gemeinde eine junge, jüdische Amerikanerin kennen, die unsere ganze Familie zum Sederabend einlud. Für sie stellte sich die Frage nach einem Hausherrn gar nicht. Wer anwesend, war dabei, und wer es beherrschte, leitete die Gebete. Sie führte eine praktische Haggada ein mit Umschrift, sodass jeder reihum dran war, einen Vers vorzulesen. Alle nahmen teil. Nicht mehr nur Zuschauer. Nicht-jüdische Gäste wurden nicht ausgeschlossen und staunten uns nicht an.

Von da an feierten wir Pessach nur mit allgemeiner Beteiligung, ein Hausherr war nicht mehr nötig. Wie ein Wunder erscheint es mir, dass seit dieser Zeit meine Töchter die Organisation des Sederabends übernahmen und ihren Kindern diese Tradition weitergeben. Frei von Schuldgefühlen, ohne Narbenangst.

Wir genossen Kabbalat Schabbat, den Empfang des Schabbats mit koscherem Kidduschwein. Ich buk den Barches oft selber. Mein Mann war höchst zufrieden, das Wochenende am Freitagabend mit einem festlichen Essen zu begrüßen. Er war ein Familienmensch und hielt die Erfindung des heiligen Abschaltens für einen wahren Segen.

Unsere gemeinsame Begegnung mit dem „Ewigen“ war meist im Wald oder an Seen. Dort, wo uns die Natur zum Staunen brachte. Voller „Ehrfurcht“ betrachteten wir die Pflanzen und die Schönheit der Landschaft mit „Dankbarkeit“. Die Rituale waren nur Erinnerungen und Ansporn, weiter über ihre Bedeutung nachzudenken. Nicht stehen bleiben an dem früh Erlernten, sondern sich und die Welt mit neuen Einsichten weiterentwickeln.

So ich die Narbe immer trage, war es mir doch vergönnt, durch die Liebe Heilung zu erfahren. Meine Großmutter hat in Bezug auf die Heirat recht behalten.



Marion Schubert im Gespräch mit Prof. Dr. Mirjam Wenzel, Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt.
Foto (2): Jule Roehr/Initiative kulturelle Integration

Öffnet Tore der Gerechtigkeit

Von Benno Reicher

ERFURT. Die Buber-Rosenzweig-Medaille, sie trägt die Namen der bedeutenden jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig, ist die wichtigste Auszeichnung im „christlich-jüdischen Dialog“. Seit 1968 wird sie vom „Deutschen Koordinierungsrat“ (DKR), der Dachorganisation aller lokalen „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“, auf der Eröffnungsfeier der jährlichen „Woche der Brüderlichkeit“ vergeben. Frühere Preisträger waren unter anderem der holländische Schriftsteller Leon de Winter (2006) und der Musiker Peter Maffay (2018), der Architekt (Jüdisches Museum Berlin) Daniel Libeskind (2010) und Bundeskanzlerin Angela Merkel (2020). Die Preisträgerin 2023 ist die „Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“.

Der DKR übergab die Buber-Rosenzweig-Medaille der Direktorin der Berliner Institution, Dr. Anja Siegemund, Anfang März im Theater in Erfurt. Mit dabei waren auch hochrangige Vertreter aus Kirche, Politik und Gesellschaft, u.a. Thüringens Ministerpräsident Bodo Ramelow, der Oberbürgermeister der Stadt Erfurt, Andreas Bausewein, Abraham Lehrer vom Zentralrat der Juden, der Vorsitzende der jüdischen Landesgemeinde Prof. Reinhard Schramm, Bischof Dr. Ulrich Neymeyr, Landesbischof Friedrich Kramer, Landesbischof Ralf Meister, Ayman Mazyek vom Zentralrat der Muslime, Romani Rose vom Zentralrat der Sinti und Roma und Volker Beck, Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft.

In seiner Pressemitteilung zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit erklärt der DKR: „Im Vorfeld des Gedenkens an die Novemberpogrome wurde 1988 die Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum vom Ministerrat der DDR gegründet. Ziel war es unter anderem, die im Zweiten Weltkrieg stark beschädigte Synagoge in Teilen wiederaufzubauen und Dokumente und Fotos der wechselvollen Geschichte jüdischen Lebens in Berlin in einem Archiv zu sammeln. Unter der Leitung des Gründungsdirektors

Dr. Hermann Simon (der Historiker gehörte zu DDR-Zeiten auch zum Vorstand der Jüdischen Gemeinde in Ostberlin. Anm. der Redaktion) wurde dieser einzigartige Ort mit innovativen Ausstellungen, Seminaren, Publikationen und vielfältigen Angeboten und Veranstaltungen zu einem Ort des Dialogs mit bundesweiter Ausstrahlung. Darüber hinaus bietet das Centrum Judaicum bis heute Besuchern aus Deutschland und aller Welt einen Ort der Erinnerung und Begegnung.“

Der jüdische Präsident des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Berliner Rabbiner und frühere Leiter des Dokumentationszentrums „Topographie des Terrors“, Professor Andreas Nachama, würdigte in seiner Laudatio das Centrum Judaicum als „Leuchtturm jüdischen Lebens“. Es sei nicht nur ein jüdisches Museum und Archiv vergangener Zeiten, sondern ein Ort der Gegenwart und Zukunft (siehe dazu auch unsere Dokumentation der Laudatio). Thüringens Ministerpräsident Bodo Ramelow betonte bei dem Festakt die bleibende Verantwortung für Verbrechen der NS-Zeit. Die Mehrheitsgesellschaft sei gefragt, wenn heute Minderheiten ange-

griffen würden: „Wir dürfen nicht weg-gucken“, appellierte Ramelow.

„Öffnet Tore der Gerechtigkeit! Freiheit – Macht – Verantwortung“ lautet das Jahresthema zur Woche der Brüderlichkeit 2023. Dazu erläuterte der Evangelische DKR-Präsident Friedhelm Pieper: „Als wir im Vorstand des DKR im Januar letzten Jahres uns auf das Jahresthema 2023 verständigten, da dachten wir an die wunderschöne Stadt Erfurt und ihre reiche jüdische Geschichte. Wir dachten an die ‚Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum‘ und an das auf dem Portal der Synagoge angebrachte Zitat aus dem Propheten Jesaja: »Tuet auf die Pforten, dass einziehe das gerechte Volk, das bewahret die Treue«. Wir dachten an Thüringen, an die Geschichte der Menschen hier in den östlichen Bundesländern. Öffnet Tore der Gerechtigkeit! Hier wurden vor über 30 Jahren Tore geöffnet und Mauern überwunden. Hier wurde Machtausübung eingedämmt; hier wurde Freiheit errungen.“

Der Festakt im Erfurter Theater wurde von Alan Bern, Kantorin Sveta Kundish und Mark Kovnatskiy musikalisch begleitet und von der Journalistin Yara Hoffmann moderiert.

www.deutscher-koordinierungsrat.de



Anja Siegemund mit der Buber-Rosenzweig-Medaille. Foto: DKR



Diese Musiker (von links: Alan Bern, Kantorin Sveta Kundish und Mark Kovnatskiy) begleiteten den Festakt im Erfurter Theater. Foto: DKR

Laudatio von Rabbiner Prof. Dr. Andreas Nachama auf das Centrum Judaicum

Am 7. Mai 1995, dem Vorabend des 50. Jahrestags der Befreiung der Juden aus der nationalsozialistischen Terrorherrschaft in Deutschland, war des Abends zur Eröffnung der Neuen Synagoge als Centrum Judaicum in die Oranienburger Straße eingeladen worden.

Auf der Freifläche, auf der ehemals die große prachtvolle Synagoge Oranienburger Straße stand, waren – den ehemaligen Misrach (der Toraschrank) im Rücken Stuhlreihen aufgestellt – die Rednerbühne quasi auf der Synagogenrückseite bedacht von baulichen Resten der alten Synagoge. Ich saß neben Klaus Schütz, ehemaliger langjähriger regierender Bürgermeister von (West)-Berlin und Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Israel – als der Direktor des Centrum Judaicum – Stiftung Neue Synagoge, Dr. Herrmann Simon, mit seiner Eröffnungsrede anhub. Er machte darauf aufmerksam, dass wenige Meter von hier im Sammellager Große Hamburger Straße seine Großmutter umgekommen ist. „Wir sind an der gleichen Stelle und doch nicht an derselben! Dies müssen wir uns immer wieder vor Augen halten. Wir dürfen bei der Freude über das Geschaffene niemals die tragische Vergangenheit dieser Synagoge vergessen.“

Herrmann Simon, wie ich Kind von Holocaust-Überlebenden, hat mit diesen düren Worten eingefangen, was die älteren und mit uns gleichaltrigen Berliner Juden in diesem Augenblick empfanden. Es begann zu regnen, und der als junger Mann nach Israel emigrierte Dresdner Jude Josef Burg, seines Zeichens ehemaliger israelischer Innenminister, der einen Steinwurf von der Neuen Synagoge entfernt am

Rabbiner Kolleg der Adass Gemeinde studiert hatte, sagte den vom Regen beunruhigten Zuhörern: „Regen bringt Segen!“. Mit diesen unvergesslichen Worten wurde die 1943 beim alliierten Luftangriff zerstörte Synagoge als Centrum Judaicum wiedereröffnet.

Die 50 Meter hohe goldene Kuppel, weiterhin sichtbar wieder die Silhouette der Stadt prägend, die kleinen Türmchen bis dahin mit grauer Luftschutzfarbe verschmiert, sind erneut Wahrzeichen jüdischer Traditionen in Berlin geworden.

Im rekonstruierten Vorderhaus mit Rotunde, Vestibül, Repräsentantensaal, Ausstellungsräumen und Vortragssaal wird jüdisches Erbe und Leben vermittelt. Das Haus steht allen offen, auch wenn es rund um die Uhr geschützt werden muss.

Im Keller ist ein rituelles Bad (Mikwe) wieder eingerichtet worden, und eine kleine Synagoge thront in der dritten Etage neben einem Vortragssaal.

Die Neue Synagoge wurde nach Entwürfen von Eduard Knoblauch und Friedrich August Stüler im maurischen Stil von 1859 bis 1866 gebaut und am 5. September 1866 eingeweiht. Mit über 3.000 Sitzplätzen war sie das größte jüdische Gotteshaus in Berlin und ganz Deutschland und galt zudem als das prächtigste.

Dank des Eingreifens von Revier-Oberleutnant Wilhelm Krützfeld (1880–1953), dem Vorsteher des Polizei-Abschnitts 16, blieben die Schäden in der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 verhältnismäßig gering, so dass von April 1939 bis zum 30. März 1940 wieder Gottesdienste stattfinden konnten.

Eine Gedenktafel an der Fassade erinnert an die Zivilcourage dieses Polizeiwacht-

meisters, der unter Hinweis auf den Denkmalschutz die SA an weiterer Brandschatzung hinderte und der Feuerwehr Zugang zur brennenden Synagoge verschaffte.

Ab 1940 wurde das Gotteshaus von der Wehrmacht als Lagerhaus missbraucht. Ausgebrannt nach einem Bombenangriff in der Nacht vom 22. auf den 23. November 1943, wurde die Hauptsynagoge im Jahre 1958 gesprengt.

Ab 1988 wurde mit dem Wiederaufbau des zur Straße gelegenen Teils des Gebäudes begonnen. Zum 125. Jahrestag der Ersteinweihung, am 5. September 1991, war die Straßenfassade als eindrucksvoller Torso rekonstruiert, und über dem Portal war erneut der Spruch des Propheten Jesaja zu lesen: „Tuet auf die Pforten, daß einziehe das gerechte Volk, das bewahrt die Treue.“ – „Öffnet Tore der Gerechtigkeit! Freiheit Macht Verantwortung.“ So lautet unser diesjähriges Motto, ein Schalk, der bei dieser Parallele meint, wir hätten uns nicht vom Zitat über dem Eingang des Centrum Judaicum inspirieren lassen.

Im Unterschied zur ersten, der Alten Synagoge in der Heidereutergasse, wurde der Gottesdienst in der Neuen Synagoge nach liberalem Ritus abgehalten, unter Verwendung einer Orgel und eines gemischten Chores. Die Reform des Ritus war Teil des Integrationsprozesses der Juden in vielen Ländern, ganz besonders aber in Preußen und Berlin. Jüdische Traditionen sollten der Umgebungsgesellschaft und den veränderten Lebensumständen der Juden angepasst werden.

Jetzt – 33 Jahre nach der Wiedereinweihung – ist das Centrum Judaicum ein Leuchtturm jüdischen Lebens in Deutschland: Mit der durch Ausstellungen, Buchpublikationen und Veranstaltungen sehr erfolgreichen „Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum“, ist hier erneut ein Mittelpunkt jüdischen Lebens entstanden: Gerne erinnere ich mich an die Ausstellung im Repräsentantensaal: „Unter dem Trauhimmel – Heiraten im Jüdischen Berlin“, die nicht nur wertvolle historische Exponate zeigte, sondern auch einen aktuellen Hochzeitsvertrag, in dem die Braut vom Bräutigam nicht mehr wie in den traditionellen Vorlagen erkaufte wird, sondern beide Hochzeitspartner gleichberechtigt unterschrieben und sich Liebe und Treue gegenseitig geloben.

Auch unvergessen eine Podiumsdiskussion im Jahr 2001 mit dem damals schon emeritierten Berliner Gemeinderabbiner Ernst Stein. Dort bekannte anlässlich des 10. Jahrestages der deutschen Vereinigung im großen Vortragssaal des Centrum Judaicum ein Ost-Berliner Jude sei-



Prof. Dr. Rabbiner Andreas Nachama.

Foto: DKR

Die Urkunde

Der Deutsche Koordinierungsrat der
Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit
verleiht die

BUBER-ROSENZWEIG-MEDAILLE 2023

an die Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum

Mit dieser Auszeichnung würdigen wir einen Leuchtturm für gelebtes Judentum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Seit ihrer Gründung 1988 im Vorfeld des 50. Jahrestags der Novemberpogrome 1938 hat sich die Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum zu einem Ort des Dialogs mit bundesweiter Ausstrahlung entwickelt.

Im wiederaufgebauten Centrum Judaicum im Portalgebäude der Neuen Synagoge sind in einem Archiv Dokumente und Fotos der wechselvollen Geschichte jüdischen Lebens in Berlin aufbewahrt. Mit innovativen Ausstellungen, Seminaren, Publikationen und vielfältigen Angeboten und Veranstaltungen finden Besucher:innen aus aller Welt einen Ort der Erinnerung und Begegnung.

Mit ihrem Bildungsprogramm vermittelt die Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum jüdische Kulturen und Identitäten und greift immer wieder gesellschaftliche Debatten auf, die mit universellen Fragen verknüpft werden.

Sie versteht so das Jüdische als bedeutenden Teil der Stadtgeschichte und Gegenwart Berlins und wirkt, verbunden mit dem weithin strahlenden Prachtbau der Neuen Synagoge, weit über die Stadt hinaus auf eine friedliche und plurale Gesellschaft hin.

Sie steht mit ihrer Arbeit exemplarisch für das Jahresthema des Deutschen Koordinierungsrates für 2023:

Öffnet Tore der Gerechtigkeit! Freiheit Macht Verantwortung

Bad Nauheim und Erfurt, den 05. März 2023

Das Präsidium
**Rabbiner Prof. Dr.
Andreas Nachama**
Jüdischer Präsident

**Dr. Margaretha
Hackermeier**
Katholische Präsidentin

Pfr. Friedhelm Pieper
Evangelischer Präsident

nen großen Schmerz, dass es nicht gelungen sei, ein sozialistisches Deutschland zu bewahren, während der West-Berliner Rabbiner bekannte, dass ihm zwei Deutschlands lieber waren als eines.

Das Centrum Judaicum ist alle Jahre hindurch nicht nur ein jüdisches Museum und ein Archiv vergangener Zeiten, sondern insbesondere ein Ort der jüdischen Gegenwarts- und Zukunftsbestimmung. Deshalb würdigt der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit das seit 2015 von Dr. Anja Siegemund geleitete „Centrum Judaicum – Stiftung Neue Synagoge Berlin“ mit der Buber-Rosenzweig-Medaille. Anja Siegemunds Wunsch und Vision für die „Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“: Es soll „ein Museum sein,

- das als Erinnerungsort die Relevanz von Geschichte fürs Heute reflektiert und diskutiert,
- das in Ausstellungen, Veranstaltungen und Bildungsangeboten die Vielfalt jüdischer Kulturen und Identitäten als Teil Berlins in Geschichte und Gegenwart vermittelt,
- das „Tuet auf die Pforten“ immer mehr in Form eines offenen Hauses und Ortes des Zusammenkommens der jüdischen und nichtjüdischen Communities verwirklichen kann.“

„Regen bringt Segen!“. Mit diesen unvergesslichen Worten wurde also die 1943 beim alliierten Luftangriff zerstörte Synagoge 1995 als Centrum Judaicum wiedereröffnet: Jetzt tuet auf die Pforten und lernt und lehrt und lebt jüdisches Leben!

Centrum Judaicum

Sie nannten sie die „Neue Synagoge“, damals, als sie im Herbst 1866 eingeweiht wurde, weil es zu diesem Zeitpunkt schon andere Synagogen in Berlin gab. Diese „Neue Synagoge“ der Berliner Gemeinde mit ca. 28.000 Mitgliedern in der Oranienburger Straße war ein architektonisches Meisterwerk. Erbaut von Eduard Knoblauch mit einer großen Kuppel in 50 Meter Höhe, krönt ein weithin sichtbarer Davidstern das eindrucksvolle Bauwerk.

„Im Innern aber ist die Neue Synagoge eine der wunderbarsten architektonischen Schöpfungen des 19. Jahrhunderts. Bei dem Bau der Petersburger Synagoge sollte die Baugeschichte der Berliner Synagoge als Anleitung und Beispiel dienen“, schrieb der russische Kunstkritiker Vladimir Vasilievich Stasov 1872 in der *Evrejskaja Biblioteka*. „Hier wurde alles so vernünftig, sinnvoll und solide gemacht, dass die russische jüdische Gemeinschaft



Die Katholische Präsidentin des Deutschen Koordinierungsrates, Dr. Margaretha Hackermeier (Mitte), übergibt die Urkunde zur Auszeichnung an Dr. Anja Siegemund (rechts). Links im Bild der Jüdische DKR-Präsident Rabbiner Andreas Nachama. Foto: DKR



Die goldene Kuppel mit dem Davidstern.

Foto: Jana Blechschmidt

gut daran täte, sich ein Beispiel an ihren preußischen Nachbarn zu nehmen.“

Die Intervention des Berliner Polizisten und Reviervorstehers Wilhelm Krützfeld von der Polizeiwache am Hackeschen Markt verhinderte eine vollständige Zerstörung im November 1938. Die Bombardements 1943 zerstörten aber das entweihte Gotteshaus in großen Teilen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde zwar der Synagogenhauptraum gesprengt, aber es blieben wichtige Teile der Neuen Synagoge als Ruine und Wahrzeichen in der nun in Ostberlin gelegenen Oranienburger Straße stehen.

Nach umfangreichen Restaurierungen und mit der Eröffnung der aktuellen Dauerausstellung „Tuet auf die Pforten“ im Juli 2018 ist die Synagoge heute ein zentraler Ort für die Vermittlung jüdischer

Geschichte und Kultur. Die Ausstellung thematisiert auch die Gebäudegeschichte und macht so die Synagoge selbst zum bewundernten Exponat und zu einer stark gefragten Touristenattraktion.

„Installationsfotos und Highlights der ständigen Ausstellung *Tuet auf die Pforten*, kurze Texte und zeitgenössische Zitate sowie historische Fotografien, vermitteln Architektur und Geschichte der Neuen Synagoge. Eingangsrotunde, Männervestibül, Vorsynagoge, Frauenempore, Repräsentantensaal und Kuppel machen die einstige Pracht wie auch die gewaltsamen Eingriffe sichtbar und erfahrbar“, schreibt die Kuratorin Dr. Chana Schütz in ihrem Ausstellungsführer. „Fragmente und Leerstellen erzählen von Menschen, für die diese Synagoge ein Ort des Gebetes, der Versammlung und zuletzt auch

geistiger Zufluchtsort war. Sie ermöglichen Einblicke in das jüdische Leben Berlins, einst und jetzt.“

Das historische, teilrekonstruierte Gebäude lasse das einstige Leben erahnen. Es sei Denkmal, Erinnerungsraum und Gedächtnisort des jüdischen Berlins, dies nicht zuletzt durch unser Archiv mit seinen beispiellosen Quellenschätzen an Dokumenten und Fotos“, erläutert Dr. Anja Siegemund, Direktorin des Centrum Judaicum. „Dabei bezeugt die Neue Synagoge selbst, wieder Sitz und Besitz der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, die Spannung zwischen dem, was einst war, und dem, was langsam neu aufgebaut wurde. Als Museum, mittendrin in jüdischem Leben und in einer Gleichzeitigkeit von Alt und Neu, verstehen wir uns auch als Brücke zwischen Historie und Heute, zwischen jüdischen und nichtjüdischen Stadt-Communities – und als Anlaufstelle für alle mit Neugier auf das jüdische Berlin.“

Von überregionaler Bedeutung ist im Archiv der Synagoge sicher das sogenannte „Gesamtarchiv der deutschen Juden“, das früher Akten von jüdischen Gemeinden sammelte. Auf diesen und anderen Feldern gibt es Kooperationen auch mit internationalen Einrichtungen und Anregungen für neue Forschungsprojekte. Ein anspruchsvolles Veranstaltungsprogramm greift aktuelle gesellschaftliche Debatten auf, und es gibt Künstlern eine gefragte Bühne. „Wir wollen Tore öffnen und Begegnungen ermöglichen“, sagt Anja Siegemund, „Verständnis generieren zwischen Menschen und Lebenswelten, ob jüdisch oder nichtjüdisch.“ Damit versteht sich das Centrum Judaicum auch im Sinne von Martin Buber, von dem das Zitat „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ stammt.

Benno Reicher



Toralesung auf der Bima.



Im Museum.

Fotos (2): Henry Lucke / Centrum Judaicum

Antisemitismus jetzt von links?

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

„Der Antisemitismus verortet sich nicht mehr bei der extremen Rechten, sondern ist auf die extremen Linken übergegangen“, behauptet Gilles William Goldnadel in der Tageszeitung LE FIGARO. Der stark medienpräzente, neokonservative, franko-israelische Anwalt, bekannt für seine kompromisslos proisraelischen Positionen und Vorsitzender der franko-israelischen Gesellschaft, äußerte sich anlässlich einer Polemik um die Partei Rassemblement National (RN). Diese hatte sich innerhalb des Parlaments um die Leitung einer Forschungsgruppe zum Thema Antisemitismus beworben, was eine Welle der Empörung, allen voran im linken Lager sowie bei jüdischen Institutionen ausgelöst hatte. Yonathan Arfi, Vorsitzender der jüdischen Dachorganisation CRIF, bekennt in einer Reportage der Wochenzeitung JOURNAL DU DIMANCHE: „Die französischen Juden sind für den RN ein Steigbügelhalter für seine politische Unbeflecktheit. Marine Le Pen haben wir nichts vorzuwerfen, aber die Antisemiten in ihrem Umfeld stören sie nicht.“ Sogar die Parlamentspräsidentin, Yaël Braun-Pivet, selbst Enkelin von Verfolgten des Naziregimes, bezog von ihrem Sitz in der Nationalversammlung aus Stellung gegen die Kandidatur. Goldnadel hingegen, der sich seit Jahren selbst eher konservativen, führenden, jüdischen Intellektuellen wie Bernard Henry-Lévy oder Alain Finkielkraut widersetzt, bescheinigt der Vorsitzenden Marine Le Pen und ihrer Partei, sich definitiv von Mitgliedern des ehemaligen Front National mit wenig glorreicher Vergangenheit losgesagt zu haben und oft als Erste Angriffe auf jüdische Bürger zu verurteilen. Noch bemerkenswerter sei es, dass sich der RN, im Gegensatz zu dem Linksaußen des Parteienspektrums, beispielsweise während eines kurzen Konflikts zwischen Israel und dem islamistischen Dschihad im vergangenen Sommer, spontan seine Solidarität mit dem jüdischen Staat bekundet habe, Letztere hingegen mit der terroristischen Bewegung. In der Tat befindet sich Goldnadel, der dem früheren Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy persönlich nahesteht und einige Jahre innerhalb von dessen rechtskonservativer Partei als Medienbeauftragter fungierte, mit seiner Einschätzung in illustrierter Gesellschaft. So dekorierte etwa das Nazi-Jäger-Ehepaar Klarsfeld den RN-Bürgermeister von Perpignan und ehemaligen Lebensgefährten Le Pens, Louis Aliot, mit der Medaille seiner Stadt.

Sind die Linken, allen voran ihre intellektuelle Elite, auf dem linken Auge blind? Wird die herrschende und seit dem Jahr 2000 nachweislich zunehmende Judenfeindlichkeit von ihnen heruntergespielt oder gar ignoriert? Nicht allein Goldnadel, sondern diverse rechtskonservative Medien stellen in den letzten ein bis zwei Jahrzehnten diese Behauptung auf. Jüngst fühlten sie sich durch die bekanntermaßen israelkritische Literaturnobelpreisträgerin Annie Ernaux in ihrer Einschätzung bestätigt. Diese hatte sich unter anderem an BDS-Boykottaufrufen von israelischen Kulturgütern beteiligt. Anders als in Deutschland, wo die Verleihung des Nobelpreises an Ernaux ob ihrer von verschiedener Seite, allen voran der jüdischen Institutionen, als antisemitisch eingestuften Haltung stark kritisiert wird, spielt dieser Aspekt in Frankreich eine eher untergeordnete Rolle, besonders im links-intellektuellen Milieu, dem Ernaux selbst zugerechnet wird. Versteht sich indes die Linke nicht seit jeher als Vorkämpferin gegen jegliche Form von Judenfeindlichkeit? Richtig ist, dass sich bereits Ende des 19. Jahrhunderts Emile Zola in seinem berühmten Text „J'accuse“ für die Rehabilitierung des zu Unrecht wegen Spio-



Der neue CRIF-Präsident Yonathan Arfi.

Foto: Clémence Demesme

nage verurteilten jüdischen Hauptmannes Alfred Dreyfus stark macht und in einer weiteren Publikation „Pour les juifs“ antisemitische Vorurteile entkräftet.

Auch nach dem 2. Weltkrieg unterstützen führende Intellektuelle wie Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir uneingeschränkt die Gründung des Staates Israel und unterschreiben während des Sechstagekrieges 1967 eine Erklärung gegen die Bezeichnung Israels als „imperialistischen Staat“. Allerdings distanzieren sich im Laufe der folgenden Jahre immer mehr Linksintellektuelle von deren Haltung, um das Land als, an der Seite der USA, aggressiven Unterdrücker der Palästinenser darzustellen. Auch antisemitische Stereotype sind zuweilen nicht zu übersehen, wenn etwa die Zeitung LA GAUCHE PROLETAIRE die Rothschilds als „mit Reichtum gemästete Schweine“ verunglimpft.

Im Gegensatz dazu haben sich rechts beheimatete Politiker in den vergangenen Jahrzehnten immer stärker zu Verfechtern der jüdischen Sache entwickelt. So hat sich der konservative Jacques Chirac als erster Staatspräsident zu Frankreichs Verstrickung in die Deportation der Juden im 2. Weltkrieg bekannt, während sein sozialistischer Amtsvorgänger François Mitterrand dies ablehnte.

Und der heutige Chef der größten Linkspartei LA FRANCE INSOUAISE, Jean-Luc Mélenchon, bestreitet offen eine Mitschuld seines Landes.

Als „Gelbwesten“ etwa den Philosophen Alain Finkielkraut als „sale juif“ (schmutziger Jude) anpöbelten, kommentierte Mélenchon, den auch Annie Ernaux unterstützt, die Antisemitismuskritik würden oft gegen die Demonstranten instrumentalisiert. Unbestritten muss man die Judenfreundlichkeit der Konservativen und der stramm Rechten im Kontext ihres übergeordneten Zieles einordnen, die muslimische Immigration zu drosseln, welcher sie vornehmlich die Verstärkung des antijüdischen Klimas zuschreiben. Für das linke Lager indes sind die Muslime die neuen Juden, die es zu schützen gilt.

Dass Muslime in Frankreich diskriminiert werden, ist eine Tatsache, ebenso jedoch ihr hoher Anteil an begangenen Straf- und Gewalttaten, besonders an rassistisch motivierten, von denen etwa ein Drittel Juden betrifft. Dessen ungeachtet konnte sich der RN bei seiner Bewerbung nicht durchsetzen. Die Forschungsgruppe Antisemitismus in der Nationalversammlung leitet die regierende Partei RENAISSANCE.

Google löscht

Für einige Stunden lautete die Definition von „juif“ (jüdisch) bei Google: „Mit jemandem auf geizige oder kleinliche Art und Weise verhandeln“. Die Google-Definition war wohl als „beleidigend“ in der Suchmaschine gekennzeichnet worden mit der Zusatzanmerkung, dass der Ursprung des Wortes „den Stereotypen des 19. Jahrhunderts entstamme, wo die Juden mit Handel und Geldverleih in Verbindung gebracht wurden.“ Angegeben wurde ebenfalls, dass die Definition im Oxford Languages stehe.

Nach heftiger Kritik in den sozialen Medien, u.a. von jüdischen Gruppierungen,

hat Google die Definition dennoch umgehend gelöscht.

„Es ist zutiefst beunruhigend, dass die künstliche Intelligenz von Google eine eindeutig antisemitische Hassrede bei den Suchergebnissen des Begriffs jüdisch nicht erkennt“, erklärt der Jüdische Weltkongress. „Wir erwarten sofortige korrektive Maßnahmen.“

Der Internetgigant hat sich entschuldigt und den Eintrag damit begründet, dass er Lizenzen für Definitionen erteile, welche Drittwörterbüchern entnommen sind. „Wir weisen defaultmäßig auf beleidigende De-

initionen nur hin, wenn sie den Haupt-sinn eines Begriffs darstellen. Da dies hier nicht der Fall ist, haben wir die Anzeige blockiert und unseren Kommentar an unsere Partner zwecks genauerer Prüfung weitergeleitet“, hat Danny Sullivan, verantwortlich für die Verbindung zu Google Search, getwittert.

Seiner Meinung nach zeigen die Wörterbucheintragen Definitionen von Drittexperten an. Zudem versichert Sullivan, dass Google Definitionen weder erstellt noch verändert und dass sie keinesfalls die Meinungen der Internetplattform widerspiegeln.

Alija

„Die jüdischen Eliten haben sich in ihrem jeweiligen Land gut eingerichtet und werden wahrscheinlich nie nach Israel auswandern“, so der Vertreter einer jüdischen Organisation in einem Gespräch mit dem Informationssender i24News mit Sitz in Israel, welcher seine Programme auch auf Französisch, Englisch und Arabisch ausstrahlt. Zehntausende Juden der mit etwa einer halben Million Mitgliedern größten jüdischen Gemeinschaft Europas könnten sich aus kulturellen und finanziellen Gründen nicht zu dem Sprung entscheiden. Die Zahl 500.000 umfasst all jene, die Anspruch auf das Rückkehrrecht hätten und automatisch die israelische Staatsbürgerschaft erhalten könnten.

Laut der Aussage von Spezialisten sind von ihnen nur etwa 150.000 „echte“ Juden. Diese bezeichneten sich zwar als tief

überzeugte Zionisten, was sie von anderen, stark assimilierten Gemeinschaften auf der Welt unterscheidet. Indes – dies motiviere sie nicht, ihre Koffer zu packen. Wenn ca. 300.000 französische Juden im Heiligen Land leben – rund 30.000 sollen in den letzten Jahren immigriert sein – so bleibt diese Zahl doch weit unter dem, was möglich wäre.

Nicht zuletzt hatte Benjamin Netanjahu nach den Attentaten auf das Satiremagazin Charlie Hebdo und den Supermarkt Hyper Casher Frankreichs Israeliten dazu aufgerufen, „sich endlich daheim niederzulassen“, allerdings ohne durchschlagenden Erfolg.

Seit den „Charlie-Jahren“ 2015/16, in denen die Alija Rekordzahlen verzeichnete, beträgt die jährliche Anzahl 2.000 bis

3.000, mit einem Anstieg auf 3.500 im Jahr 2021. Diese leichte Zunahme scheint sich auch für 2022 zu bestätigen, jedoch: „Die Charlie-Jahre waren überstürzt. Heute denken die potenziellen Olim im Vorfeld an ihre Karriere und Rente, die Alija ist wesentlich besser vorbereitet als damals“, erklärt Arie Abitbol, Vorsitzender der AGENCE JUIVE.

Für ihn scheint eine stagnierende Einwanderung in den kommenden Jahren am wahrscheinlichsten. Die starken Wellen würden im Allgemeinen durch äußere Ereignisse ausgelöst, wie man es aktuell in der Ukraine sieht. In Frankreich gebe es keinen Grund, einen bedeutenden Anstieg zu erwarten. „In der Zwischenzeit arbeiten wir daran, die Brücke zwischen französischen Juden und Israel zu verstärken“, schließt Abitbol.

Falsche Entschuldigung

Fake News? Hackerangriff? PR-Coup? Diese Frage wird sich so manch überraschter Leser der franko-israelischen Monatszeitschrift ISRAEL MAGAZINE gestellt haben angesichts eines Fotos des Kabarettisten Dieudonné auf der Homepage des 1999 ins Leben gerufenen und rechts zu verortenden Blattes.

Über dem Konterfei prangt die Überschrift: „Ich bitte um Verzeihung. Dieudonné.“ Dieser versichert jedoch gegenüber der Tageszeitung LE PARISIEN: „Die Kolumne stammt wirklich von mir, sie ist real.“

Bei dem Unterzeichner, mit vollem Namen Dieudonné Mbala Mbala, handelt es sich um einen seit zwanzig Jahren ebenso bekannten wie umstrittenen Kabarettisten, Schauspieler und politischen Aktivisten, der bereits mehrfach wegen antisemitischer Beschimpfungen, Aufwiegelung zum Hass, Verleumdung, Terrorismusapologie sowie Bestreiten von Verbrechen gegen die Menschlichkeit schuldig gesprochen wurde. So trat er etwa in einem sei-

ner Sketchs als eine Art jüdischer Nazi auf. In einem Text, der auch in einer satirischen Nachrichtensendung von dessen Moderator vorgelesen wurde, versichert Mbala Mbala jedoch: „Ich gebe in Demut zu, dass ich meine Mitbürger der jüdischen Gemeinschaft verletzt und schockiert haben mag und mich zur Übertreibung durch künstlerisches Gebärdenspiel habe hinreißen lassen.“ Zwischen dem gesprochenen Wort und dessen Umsetzung scheint allerdings eine Lücke zu klaffen. Was bei vielen Zweifel an der Aufrichtigkeit des Reumütigen aufkommen lässt, ist u.a. die Tatsache, dass seine Abbitte den Provokateur kürzlich nicht daran hinderte, einen Holocaustleugner auf die Bühne einzuladen, um ihm den „Preis des Parias und der Unverfrorenheit“ zu überreichen. Daher betrachten etliche jüdische Institutionen das Vorpreschen Dieudonnés mit Skepsis. „Ich glaube keineswegs an die Aufrichtigkeit seiner Initiative“, erklärt Yonathan Arfi, Präsident der jüdischen Dach-

organisation CRIF, gegenüber der Tageszeitung LE FIGARO, und weiter: „Es ist ein kalkuliertes Manöver, um die mediale Aufmerksamkeit wiederzuerlangen, an der es ihm momentan mangelt. Wir werden uns für diese Scheinversöhnung nicht hergeben.“ Und der jüdische Studentenverband UEJF setzt nach: „Dieudonné ist kein Humorist, sondern ein Verbreiter von Rassenhass, Antisemitismus und Holocaustleugnung. Seiner Entschuldigung Glauben zu schenken ist Verrat am Kampf gegen Antisemitismus.“

André Harmon hingegen, Chefredakteur von ISRAEL MAGAZINE und Ex-Präsident der französischsprachigen Gemeinschaft Israels, verteidigt die Veröffentlichung: „Nach reiflicher Überlegung habe ich es vorgezogen, dass der Kabarettist zu Papier bringt, was er denjenigen zu sagen hat, die er so schlecht behandelt hat, den Juden, und die er um Verzeihung bitten möchte. Ich überlasse es einfach Ihnen, den Lesern, darüber zu urteilen.“

Parc Simone Veil

Ermont, eine Kleinstadt unweit von Paris im Département Val d'Oise, hat im Herbst vergangenen Jahres eine neue Parkanlage eingeweiht, die zu Ehren Simone Veils, der ehemaligen Ministerin und Präsidentin des Europaparlaments, deren Namen tragen soll. Diese Ehrung wurde über die sozialen Netzwerke öffentlich gemacht, in denen das Tor des Parks zu sehen ist. Doch genau dieses Tor, genauer gesagt das darüber angebrachte Schild „PARC SIMONE VEIL“ sorgte für polemische Kommentare. Seine geschwungene

Form erinnere zu stark an das Eingangstor des Vernichtungslagers Auschwitz, in welches Veil im 2. Weltkrieg deportiert worden war.

In einem Kommuniqué verwehrt sich das Bürgermeisteramt gegen den Vorwurf der Ungeschicklichkeit und kritisiert die Bemerkungen als unbegründet, wie in dem Newsletter des CRIF, der jüdischen Dachorganisation, zu lesen ist. Es dürfe nach keinerlei Analogie oder Überschneidung gesucht werden. Im Übrigen weist die

Stadt daraufhin, dass sich die befragte Jüdische Gemeinde über die Polemik verwundert zeige und keine Hintergedanken bei der baulichen Entscheidung vermute. Zudem beteuert die Stadt, vor der Einweihung die Meinung von Simone Veils Söhnen eingeholt zu haben. Dennoch wurde das Schild noch am selben Tag entfernt und soll demnächst durch eine längliche Struktur aus Holz ersetzt werden. Außerdem steht auch im Inneren der Parkanlage ein Bildwerk mit dem Kopf der Politikerin.

Wegen Netanjahu

Es ist ein Novum, dass eine israelische Botschafterin in Frankreich aus politischen Gründen zurücktritt. So geschehen unmittelbar nach der israelischen Parlamentswahl am 1. November letzten Jahres, welche die neue Regierung Netanjahu an die Macht katapultiert hat. Yaël German, im August 2021 auf diesen Posten berufen und laut der Zeitung TRIBUNE JUIVE bekannt für ihre eher linke Überzeugung, hat gegenüber dem Blatt ihren Schritt u.a. mit der Tatsache begründet, „keine rechtsextreme Regierung repräsentieren zu wollen, in der Itamar Ben-Gvir Minister ist.“ Der Minister für Öffentliche

Sicherheit und Vorsitzender der Partei Otzma Yehudit wurde von der israelischen Justiz mehrfach wegen Aufruhrs und Hetzreden belangt (Anm.d.Red.).

Zudem hat die studierte Historikerin auf ihrem Twitter-Account ein provokatives Schreiben an den Regierungschef gepostet: „Ihre Politik, die Erklärungen der Minister Ihrer Regierung und die angekündigte Gesetzgebung widersprechen meinem Gewissen, meiner Weltanschauung, sowie den Grundsätzen der Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel. Unter diesen Bedingungen kann ich mich nicht selbst belügen und weiterhin eine

Regierung vertreten, die sich so radikal von all dem unterscheidet, woran ich glaube. Daher lege ich mein Amt als Botschafterin Israels in Frankreich nieder.“

Vor ihrer Nominierung nach Paris hatte Yaël German ihre politische Laufbahn innerhalb der Meretz-Partei begonnen und fungierte als Bürgermeisterin von Herzliya. 2013 war sie als Abgeordnete von Yesch Atid des damaligen Premierministers Yair Lapid gewählt worden und hatte knapp zwei Jahre den Posten der Gesundheitsministerin bekleidet. Als Nachfolger ist der Netanjahu nahestehende Botschafter in Brasilien, Jossi Schelli, im Gespräch.

Israel schiebt ab

Die Angelegenheit hat für diplomatische Missstimmung zwischen Frankreich und Israel gesorgt. Der 38-jährige franko-palästinensische Anwalt Salah Hamouri, in Jerusalem geboren, der in Israel zu 3 Monaten „administrativer Haft“ verurteilt worden war, wurde Mitte Dezember letzten Jahres, so die Online-Zeitung HuffPost mit der Presseagentur AFP, „nach einer rechtspolitischen und diplomatischen Angelegenheit“ nach Paris ausgeflogen.

In einem Kommuniqué hat das französische Außenministerium am Quai d'Orsay die Ausweisung, welche noch vor der Bildung der neuen Regierung Netanjahu erfolgte, verurteilt. Dort heißt es: „Seit seiner (Hamouris, Anm.d.Red.) letzten Verhaftung hat Frankreich entschlossen gehandelt, einschließlich von höchster staatlicher Stelle, auf dass die Rechte von Salah Hamouri voll respektiert, ihm sämtliche Rechtsmittel bereitgestellt werden und dass er in Jerusalem, wo er geboren wurde, wohnt und leben möchte, ein normales Leben führen kann.“ Und weiter: „Frankreich hat ebenso mehrfach gegenüber den israelischen Behörden eindeutig klargestellt, dass es sich der Ausweisung eines Palästinensers, der in Ost-Jerusalem ansässig ist, im Sinne der 4. Genfer Konvention im be-

setzten Gebiet, entschieden widersetzt.“ Amnesty International seinerseits sieht in der Maßnahme gar ein mögliches Kriegsverbrechen.

Hamouri selbst erklärte gegenüber dem in Israel ansässigen Sender i24news: „Meine Deportation durch Israel ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.“ Das umstrittene Gesetz die „administrative Haft“ betreffend erlaubt es dem israelischen Staat, Tatverdächtige wie Hamouri ohne formelle Anklage in Haft zu nehmen. Letzterer war bereits von 2005 bis 2011 wegen aktiver Beteiligung an der Ermordung des ehemaligen Oberrabbiners und Gründers der ultraorthodoxen Schas-Patei, Ovadia Yossef, inhaftiert gewesen, bevor er im Austausch gegen den franko-israelischen Soldaten Gilad Schalid freikam.

Als Anwalt arbeitet Hamouri für die NRO ADDAMEER, welche palästinensische Gefangene verteidigt, die Israel jedoch kürzlich, zusammen mit einigen anderen Organisationen, auf ihre Liste terroristischer Vereinigungen gesetzt hat. In Israel verdächtigt, was der Betroffene stets bestritten hat, in Verbindung zur Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) zu stehen, einer Organisation, die sowohl in Israel als auch in der EU als terroristisch gilt, erfuhr er Ende November, dass er im Dezember

nach Frankreich ausgewiesen werden würde.

Die Auslieferung wurde jedoch zunächst verschoben aufgrund einer Anhörung vor dem Militärgericht, da seine Anwälte den Auslieferungsbefehl sowie die Aberkennung der Aufenthaltserlaubnis von Hamouri in Ost-Jerusalem anfochten.

Als dort geborener Einwohner besitzt er nicht die israelische Staatsangehörigkeit, verfügte jedoch über eine Aufenthaltsgenehmigung, welche die israelischen Behörden Anfang Dezember widerrufen haben. So konnte die Ausweisung trotz des für den 1. Januar 2023 anberaumten Anhörungstermins im Dezember erfolgen. In den Augen von Hamouris Anwältin Leah Tsemel, die befürchtet, dass die neue Regierung vermehrt Aufenthaltbewilligungen zurücknehmen wird, ist die Abschiebung ein Test.

Was die Sache zudem besonders pikant macht, ist die Tatsache, dass Amnesty International nach Prüfung von Hamouris Handy zu dem Schluss kommt, dieses sei von dem israelischen Unternehmen NSO mit dem Spionage-Softwareprogramm Pegasus gehackt worden. Dessen Technologie wird ebenfalls verdächtigt, vor einiger Zeit das Smartphone von Präsident Macron infiltriert zu haben.

AMBERG

Winter mit viel Action

An Chanukka gab es ein ereignisreiches Wochenende, ein Schabbat mit viel Gesang und drei Mahlzeiten in der Gemeinde. Am Sonntag wurde ein festliches Abendessen im Gemeindesaal angeboten, auch die Sufganiyot durften nicht fehlen. Rabbiner Dray entzündete zusammen mit seinem Sohn die Kerzen der Chanukkia. Die Stimmung war ausgelassen: Jung und Alt tanzten zusammen zur Musik von The Klezmer Tunes.

Im Dezember durften wir angehende Polizisten bei uns begrüßen. Das 76. Ausbildungseminar der Bereitschaftspolizei in Nabburg widmete sich an drei Vormittagen den Themen „Jüdisches Leben“ und „Antisemitismus“. Bei einer Besichtigung der Synagoge erläuterten wir die Grundlagen des Judentums und der jüdischen Geschichte Ambergs. Danach erarbeiteten die Gäste im Workshop verschiedene Formen des Antisemitismus und diskutierten den Umgang im zukünftigen Berufsalltag.

Außerdem beteiligte sich unsere Gemeinde im Dezember am interreligiösen Friedensgebet in Amberg. Es nahmen Vertreter katholischer, evangelischer, muslimischer und christlich-orthodoxer Gemeinden teil. Rabbiner Dray sprach ein Friedensgebet, und unser Gemeindeglied Leonid Gershunovych spielte das Lied Osse Schalom Bimromaw.

Jeden Mittwoch treffen sich Gemeindeglieder unter der Leitung von Irina

Aleschko zu Aktivitäten wie Gymnastik und Tanz sowie zur Festtagsvorbereitung. In gemütlicher Runde lesen sie die Geschichte von Purim, basteln Masken und schmücken den Saal. Geplant waren für Purim, dass Rabbiner Dray die Megilat Esther liest sowie ein Konzert der Ginzburg Dynastie, die schon öfter bei uns zu Gast waren.

Nach dem großen Interesse im letzten Jahr, bieten wir weiterhin monatlich öffentliche Synagogenführungen an. Jede Besuchergruppe ist anders: Es kommen Familien zum Sonntagsausflug, Menschen mit Interesse am Judentum, die sich über Amberg informieren wollen oder auch Nachbarn, die oft am Gebäude vorbeigehen und die Synagoge auch einmal von innen sehen möchten. Geleitet wird der Rundgang von unserem achtzehnjährigen Gemeindeglied Tim Kurockin, der die „Meet a Jew“-Ausbildung des Zentralrats absolviert hat.

Im Sommer planen wir außerdem ein Konzert mit Prof. Grigory Gruzman und dem Franck Piano Quintet sowie eine mehrtägige Fahrt nach Budapest.

Rabbi Asher, der sich damals gerade in unserer Gemeinde aufhielt, erklärte sich bereit, den Kindern unserer Gemeinde Unterricht zu erteilen. Zunächst wurde ein Diskussionsthema ausgewählt. Der Unterricht verlief sehr dynamisch, die Kinder beteiligten sich am Gespräch von den ersten Minuten an, stellten die für sie interessanten Fragen, lernten und prägten sich mit Begeisterung hebräische Wörter ein. Den jungen Teilnehmern gefiel es sehr gut. Der junge Rabbiner zog sofort ihr Interesse auf sich, scherzte und lachte. Wir hoffen sehr, dass dieses Treffen mit Rabbi Asher nicht das letzte gewesen ist und die Kinder mehr als einmal an solchen Begegnungen teilnehmen werden.

Challa backen

In der Pandemie hatten wir keine Möglichkeit, unsere jungen Familien mit gemeinsamen Ideen und kreativen Aktivitäten zu vereinen. Im letzten jüdischen Jahr hielten wir Pizzabäcker-Treffen ab und organisierten Online-Kurse zum Backen von Quarkbällchen und Hamantaschen. Nun hatten wir beschlossen, mit dem Backen von Challa zu beginnen.

Challa ist das traditionelle jüdische Zopfbrot, das jeden Schabbat und Feiertag unsere Tische ziert. Um alle Geheimnisse der Herstellung dieses duftenden Backprodukts zu meistern, müssen Sie einen Workshop bei einem erfahrenen Bäckermeister belegen. Elena Lorenz hat sich freundlicherweise bereit erklärt, uns dabei zu helfen, weil sie jeden Schabbat ihre Familie mit hausgemachter Challa verwöhnt.

Am 1. November versammelten sich junge jüdische Familien im Festsaal unserer Gemeinde, um gemeinsam zu lernen, wie man eine koschere Challa zubereitet. Zu unserer Freude hatte sich die Lehrerin gründlich vorbereitet. Die Schulung beinhaltet nicht nur die richtige Mischtechnik, sondern auch die Vorbereitung der Zutaten (Eier auf Blut kontrollieren, Teig sieben), den richtigen Zeitpunkt zum Abtrennen eines Teigteils und die Bedeutung des Gebetes über den Teig. Nur in dieser Kombination kann das Ergebnis erfolgreich für eine wirklich koschere Challa werden. Insgesamt nahmen etwa 30 Personen, darunter auch Kinder, an unserem Projekt teil. Alle Anwesenden lernten sich kennen und kamen ins Gespräch. Während die Challot im Backofen waren, organisierte Svetlana Trockman lustige Wettbewerbe und Quizspiele. Etwa vier Stunden vergingen unbemerkt, und wir versprachen, uns alle bald wieder für ein neues und interessantes Projekt zu treffen.

AUGSBURG

Rabbinerunterricht mit Kindern

Es ist wichtig, dass Religionsunterricht von einem Fachmann durchgeführt wird. Zu diesem Zweck wurde Anfang Oktober im Rahmen der jüdischen Sonntagsschule Unterricht für Kinder in den Altersgruppen 5 bis 7 und 8 bis 9 Jahre organisiert.



Synagogenführung in der Amberger Gemeinde.



Challa-Backen in der Gemeinde Augsburg.

Gedenken 27. Januar

Am 27. Januar wurde anlässlich des Europäischen Holocaust-Gedenktages vor dem Augsburger Rathaus ein Festakt zum Gedenken an die Opfer der NS-Diktatur abgehalten. Mehr als eine halbe Stunde verlasen Mitglieder der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“ die Namen der Opfer des Nationalsozialismus, danach wurde der Festakt im Unteren Fletz des Rathauses fortgesetzt. Der Vizepräsident unserer Gemeinde, Vitaly Levin, sprach bei der Zeremonie. Unter anderem gab es Auftritte von Schülern des Stetten-Instituts und des St.-Anna-Gymnasiums, die die Schicksale jüdischer Studenten jener Zeit erforschen. Am Ende des Festaktes legten Bürger der Stadt Blumen im Gedenkraum des Rathauses nieder. In diesem Raum sind die Namen von mehr als 400 Angehörigen der Augsburger Juden dokumentiert, die während der NS-Herrschaft ums Leben gekommen sind.

In seiner Rede erklärte der Vizepräsident der IKG Schwaben-Augsburg, Vitaly Levin: „Auschwitz steht symbolisch für den Massenmord von Millionen von Menschen. Insgesamt ermordeten die Nationalsozialisten dort und im angrenzenden Birkenau zwischen 1940 und 1945 etwa 1,1 Millionen Menschen. Der Gedenktag am 27. Januar soll an die Befreiung von Auschwitz erinnern. Brauchen wir 78 Jahre später noch einen Gedenktag? Unbedingt! Aber reichen Gedenktage aus? – Nein, denn es



Vitaly Levin sprach bei der Zeremonie.

erfordert viel mehr als dieses ‚passive‘ Gedenken. Wir müssen stets wachsam für das Geschehen dieser Welt sein und aktiv gegen jegliche Form von Diskriminierung vorgehen.“

Gebete in unserer Synagoge

In den ersten Novembertagen wurde ein Vortrag vom Schammes der Synagoge, Mykhaylo Abramovych, zum Thema „Gebete in unserer Synagoge“ gehalten. Der Referent zeigte Siddurim und Machsorim, die früher verwendet wurden und die jetzt von Gemeindegliedern benutzt werden können. Nachdem er den Unterschied zwischen diesen Gebetbüchern erklärte hatte, gab er Empfehlungen darüber, welche besser zu verwenden sind. Tatsächlich erweisen sich die neuen Bücher als sehr praktisch für die russischsprachigen Gemeindeglieder, da die Gebete auch auf Russisch präsentiert werden und auch eine russische Transliteration des Hebräischen enthalten ist.

Der Referent erklärte auch, wo man die Texte der Haftarat findet. Die Zuhörer stimmten zu, dass die Nummer der aktuellen Seite zur Orientierung angezeigt wird und dass zum Schabbat der Name des Torakapitels an einer gut sichtbaren Stelle angezeigt wird. Außerdem übermittelte der Schammes vor Schabbat eine Zusammenfassung des Kapitels per WhatsApp. So kann man sich gut auf den nächsten Schabbat vorbereiten. Der Referent sprach über die jüdischen Feiertage Rosch Haschana, Jom Kippur, Pessach, Schawuot und Sukkot. Er besprach Merkmale des jüdischen Kalenders, der im Wesentlichen vom Mond abhängt. Der Neumond wird Rosch Chodesch genannt. Das Publikum war für den informativen Vortrag dankbar. *V. Schaykhit*

Herbstkonzert

Ende Oktober fand im Festsaal der Gemeinde das Herbstkonzert, organisiert von Inga Mokshanina, statt. Der Gemeindefestsaal war brechend voll, und wir können uns nicht erinnern, wann so viele Men-

schen da waren. Das Konzert war ein großer Erfolg. Das Programm umfasste zwei Themen, Israel und das jüdische Thema. Alexander Popovichenko beeindruckte alle mit seiner kraftvollen und sonoren Stimme. Er spielte das berühmte Lied „Four Seas and One River“ und ein weiteres Lied, das Israel gewidmet war.

Zwei beliebte Lieder wurden von Nora Hobua in einer großartigen Ausführung dargeboten. Tanya Efremova spielte „Psalm 34“ zur Musik von Baruch Khayyat mit einer wunderbaren Melodie. Fans von Operetten schätzten zweifellos Jims Arie aus der Operette „Rosemary“, die von V. Promyslov performt wurde. Viele mochten die großartigen Gedichte, die Mira Ribas las.

Ein Potpourri zum Thema „Herbstlieder“ präsentierte auch der Chor unter der Leitung von Ira Fandralyuk. Das Ensemble „Yad Be Yad“ zeigte zwei neue, wundervolle israelische Tänze und eroberte das Publikum mit rhythmischer Musik. Viele bemerkten das hervorragende Klavierspiel von Olga Abramovich und Inna Stolvitskaya. Es war sehr beeindruckend, eine Großmutter und ihre Enkelin am Klavier zu sehen.

Konzerte dieser Art bringen uns zurück in unsere Jugend, zu unseren Wurzeln. Wir würden gerne des Öfteren unseren Darstellern zuhören und zuschauen. Danke an sie alle! Und ein großes Danke an die Organisatorin dieses Konzerts, Inga Mokshanina.



Tag des Gedenkens in der IKG

Anlässlich des 27. Januars, der in diesem Jahr auf einen Erew Schabbat fiel, veranstalteten wir am 29. Januar eine eigene Gedenkveranstaltung. Dazu war auch die interessierte Bamberger Bevölkerung eingeladen. Es war unser Wunsch, anders als in den Jahren zuvor, dass keine politischen Reden von städtischen Vertretern gehalten werden. Schließlich wollten wir den Tag selbst gestalten und bestimmen, nach welchem Protokoll wir gedenken. Dafür ist uns ein Tag wie der 27. Januar einfach zu wichtig.

So hat der überwältigende Teil unserer Gemeinde, wie auch die anderen jüdischen Gemeinden in Deutschland, ein eigenes Verständnis von der Erinnerung an das Geschehene, zumal die meisten Mitglieder aus den ehemaligen Sowjetrepubliken gekommen waren. Das wird an großen Gedenktagen sehr vernachlässigt. Auch das gehört zur deutschen Gedenk- und Erinnerungskultur. Einige unserer Gemeindemitglieder haben ihre Angehörigen mit eigenen Augen von Deutschen und ihren Helfershelfern in die Gruben von Babyn Jar verscharrt sehen müssen. Deswegen ist ein Gedenktag wie der 27. Januar ausdrücklich auch ein Tag für sie und die Würdigung ihrer Familien- und Lebensgeschichte sowie ihre Einbeziehung besonders wichtig.

Umso mehr sollte in der IKG Bamberg auf gemeinsamen Beschluss des Vorstandes und der Gemeindemitglieder dieses Jahr der zweifache Charakter des Gedenktages hervorgehoben werden. Selbstverständlich wird von uns der Opfer des Nationalsozialismus gedacht, dazu gehören für uns ebenso selbstverständlich die Juden aus der Ukraine, Belarus und Russland, die unsere Gemeinde prägen und den Großteil unserer Mitglieder ausmachen. Deshalb ist es aber gleichzeitig auch ein Tag der Freude und des Sieges über die Täter.

Mit diesen Überlegungen von grundsätzlichem Wert hielt unser geschätzter Gemeindevorsitzender Martin Arieah Rudolph vor den Versammelten im Synagogenraum seine Gedenkrede und wurde damit sowohl dem wichtigen Tag als auch unserer Gemeinde gerecht. „Juden werden es nie wieder erlauben, wie Schafe zur Schlachtbank geführt zu werden. Mit diesem Bekenntnis des ‚Nie wieder!‘ ist der Staat Israel entstanden, damit sich Juden gegen jedweden Aggressor wehren können.“

Den von allen Seiten als bewegend wahrgenommenen Höhepunkt bildete die musikalische Darbietung von Barockstücken jüdischer Komponisten wie Rossi, Cervetto, Ucellini und Lidarti durch die Musiker Carmen Frentes Gimeno, unser Gemeindemitglied Marcos Fregnani-Martins (beide Querflöte) sowie Susanne Hartwig-Düfel am Cembalo. Ganz im Sinne des französischen Romanciers Victor Hugo: „Die Musik drückt das aus, was nicht gesagt werden kann und worüber zu schweigen unmöglich ist.“ Das sind die Trauer über die Toten sowie die Freude über die Befreiung und die Hoffnung, das Prinzip der haTikwa für uns Juden auf der ganzen Welt.

Jaffa Katharina Lyn

Tu Bischwat

Im Gemeindesaal herrscht eine angenehme Ausgelassenheit und Interesse am Feiertagsprogramm. Um die Bühne herum sind die Tische gefüllt mit den traditionellen Früchten Israels, auch mit Kaffee und Kuchen. Der Gemeinderabbiner Dr. Salomon Almekias-Siegl eröffnet die Feier. Der Gemeindechor unter der Leitung von Dmitrij Braudo wird neuerdings unterstützt durch aus der Ukraine geflohene Familien. Die hebräischen und jiddischen Lieder erfreuen die ungefähr 40 Gäste. Die ganz in Weiß gekleidete Tanzgruppe der Gemeinde wirbelt durch den Saal. Es ist der Vorabend von Tu Bischwat und die Gemeinde feiert dies. Ein Fest,

das aktuell auch die Möglichkeit für neue Gemeindemitglieder aus der Ukraine bietet, das Gemeindeleben besser kennenzulernen.

Der Gemeinderabbiner gibt einige Ausführungen zur Bedeutung von Tu Bischwat. Er erklärt: „Tu Bischwat ist sowohl ein Fest, das uns mit dem Land Israel verbindet, als auch ein Fest des Dankes. Der Feiertag ist eng verbunden mit den Gesetzen der Tora für Israel. Tu Bischwat ist der Neujahrstag für jedes Bäumchen, das man pflanzt. Es ist schön, dass unsere neuen ukrainischen Mitglieder mit uns zusammen feiern, und wir uns alle die Tradition vergegenwärtigen können.“ Tatjana Konkova, die vor vielen Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion einwanderte, erzählt: „Ich genieße die Begegnungen mit anderen Menschen in der Gemeinde. In der Sowjetunion hatten wir nur wenig Kontakt mit der Religion. Man ist nur ganz selten zum Gebet in die Synagoge gegangen. Aber heute haben wir die Möglichkeit zu lernen, Gemeinschaft zu haben, zusammen zu essen, zu trinken, zu tanzen und zu singen“, und Assja Spivak ergänzt: „Es ist ein großartiger Tag, den wir miteinander verbringen dürfen. Wir haben uns für die Gäste sehr viel Schönes ausgedacht, Tänze eingeübt, leckeres Essen vorbereitet; alle werden gut versorgt und unterhalten.“

Für Vera Naomi Olmer liegt der Charme von Tu Bischwat im gemeinsamen Beten, Feiern und Singen. „Besonders freut mich, dass die Kinder kommen und in das Programm mit einbezogen werden.“

Larissa und Semjon Drabkin stießen vor einem Jahr aus Odessa zur IKG Bamberg. Sie gaben ihrer Dankbarkeit Ausdruck: „Wir sind sehr dankbar, dass wir als Juden in Deutschland Ruhe vor dem Krieg finden können und man sich so um uns sorgt. Mit der Gemeinde dieses Fest zu feiern macht, uns sehr dankbar. Gleichzeitig verbindet uns dieses Fest noch zusätzlich mit Israel.“

Nicolas Dreyer



Gedenkfeier



Tu Bischwat

Fotos: Joseph Beck und Nicolas Dreyer



Chanukka-Feier in der Liberalen Gemeinde.

Foto: privat

HOF

Chanukka

Am 18. Dezember feierten wir das Chanukka-Fest in der Synagoge. Unsere Gemeindemitglieder sind zahlreich erschienen. Der Chor Shalom unter der Leitung von Alla Uritska hat zum Fest mit traditionellen Liedern beigetragen. Durch das Essen mit anschließendem Tanzen und Singen war die Atmosphäre sehr fröhlich. Ab dem 19.12. entzündeten wir auch die Chanukka-Lichter mit unseren Gemeindemitgliedern und Flüchtlingen aus der Ukraine an der großen Chanukkia im Hofer Stadtzentrum. Am ersten Abend wurden als Symbol des Feiertages Sufganiot an alle Anwesenden verteilt.

Vom 22.12.2022 bis zum 02.01.2023 waren zwei unserer Jugendlichen auf dem Madrichim-Seminar der ZWST in Bad Sobernheim. Am 23. Januar fand bei uns im Centralkino der Stadt eine Vorstellung des Films „EDGE of Light“ statt. Es ging um das Leben und Überleben im Holocaust von Alfreda Weil aus unserer Gemeinde. Zur Aufführung kam auch ihr Sohn Dr. Heinrich Weil nach Hof. Zugewogen war auch Michal Szaflarski, einer der Produzenten des Films. Er sprach nach dem Film über den Verlauf des Projekts. Die Aufführung fand in einem vollen Saal statt mit vielen Gemeindemitgliedern und Hofer Publikum. Abgesehen von diesen Feiertagen und Ereignissen findet jeden Sonntag ein Treffen im Jugendzentrum sowie Religionsunterricht statt. Dieser wird von unserem Rabbiner David Goldberg durchgeführt.

REGENSBURG

Chanukka

Am zweiten Tag von Chanukka haben sich Kinder und Erwachsene in unserem Gemeindesaal versammelt, um die Chanukka-Kerzen anzuzünden und zu feiern. Kinder haben die Segenssprüche vor dem Zünden gesagt und zusammen mit allen Anwesenden Maos Zur gesungen. Selbstverständlich gab es auch sehr leckere Suvganiot, die von einer der besten Konditoreien der Stadt, von „Pernsteiner“, kamen. Diese Bäckerei wurde vorher extra gekaschert, und die Vorbereitung wurde von mir überwacht. Alle Kinder haben tolle Geschenke bekommen, worauf sie sich sehr gefreut haben. Highlight des Abends war eine spektakuläre Feuershow. Neben der beeindruckenden Laser-Aufführung, die mit Chanukka-Musik präsentiert wurde, gab es auch unterschiedliche Jonglagen und Feuerartisti-

Liberaler Gemeinde

Nach zwei Corona-Jahren konnten wir Chanukka endlich wieder gemeinsam in Präsenz feiern. Entsprechend zahlreich kamen unsere großen und kleinen Gäste, und unser Gemeinderaum war bis auf den letzten Platz gefüllt. Anschaulich erzählte Rabbinerin Deusel die Geschichte von Chanukka, während draußen allmählich die Abenddämmerung die Zeit zum Kerzenzünden heranbrachte. Dann wurde nicht nur auf der großen Chanukkia feierlich mit den Brachot die erste Kerze entzündet, sondern auch auf den vielen Chanukkiot, welche von den Mitgliedern mitgebracht worden waren. Nach dem Maos Zur wurden gemeinsam Chanukka-Lieder gesungen, und schließlich konnten sich alle an den Köstlichkeiten erfreuen, die unsere Gäste zur Feier mitgebracht hatten.

Großer Beliebtheit erfreute sich das Dreidel spielen unter den Kindern und Jugendlichen im warmen Licht der Kerzen und Öllämpchen. Frau Lipp, unsere Lehrerin, hatte für die Kinder ein eigenes Heft mit der Chanukka-Geschichte, Liedern, Spielen und Rätseln zusammengestellt, das alle mit nach Hause nehmen durften. Es war eine rundum gelungene Feier, die dazu anregte, in der Chanukka-Woche auch daheim nicht nur die Kerzen der Chanukkia zu entzünden, sondern die Chanukka-Freude mit anderen zu teilen, in der Familie, mit Freunden, Nachbarn und sogar in der Schulklasse, wie eine Schüler-Mutter berichtete.

Gedenken

Am 27. Januar fand eine beeindruckende Gedenkzeremonie auf dem Gelände des Bundespolizei-Aus- und -fortbildungszentrums Bamberg statt, heuer erstmals mit

der aktiven Teilnahme von Rabbinerin Deusel und Rabbiner Almekias-Siegl. Diese Veranstaltung mit den mahnenden Worten von Polizeidirektor Lehmann und Pfarrerin Dr. Groß vom Polizeizentrum, den Gedenkworten von Rabbinerin Deusel und dem von Rabbiner Almekias-Siegl gesungenen Psalm wird sicherlich noch lange in den angehenden Polizeibeamten nachwirken, wie auch anschließende Gespräche zeigten.

Um jüdisches Leben in der Gegenwart ging es in der Dialogveranstaltung, zu der das Bayerische Bündnis für Toleranz im letzten November Multiplikatoren aus Politik, Justiz, Religionsgemeinschaften, Schulen, Polizei, Medien und der Zivilgesellschaft nach Bamberg eingeladen hatte. Mehrere Mitglieder von Mischkan ha-Tfila stellten sich in kleinen Diskussionsgruppen den vielen Fragen der Teilnehmenden und gaben ihnen so einen ganz persönlichen Einblick in gelebtes Judentum heute.

Aufgrund des vorzeitigen Ausscheidens von Ilse Raetsch aus dem Vorstand, erfolgte im Dezember eine Nachwahl. Zum 2. Vorsitzenden wurde Shlomo Weißenfels gewählt, der gleichzeitig auch für Sicherheitsfragen unserer Gemeinde zuständig ist.

Eine ganz besondere Freude wurde unserer Gemeinde im Januar zuteil. Durch finanzielle Unterstützung des Vereins zur Förderung der Jüdischen Geschichte und Kultur in Bamberg konnte ein neues Vorbeterpult für unseren Betsaal erworben werden. Es stammt aus der kleinen Firma Éditions Larroque, einem französischen Betrieb für Kunsthandwerk in Cordes-sur-Ciel. Wir danken dem Spender aufs Herzlichste für diese würdige Bereicherung unseres Betsaals.

ken im Hof der Gemeinde. All das hat zu einer zauberhaften Chanukka-Stimmung mit viel Freude und positiven Emotionen geführt. *Rabbiner Benjamin Kochan*

Chanukka-Konzert

An Erev Chanukka sprach Rabbiner Ariel Masalitin drei Segenssprüche und zündete die erste Kerze der Chanukka an. Volodimir Barskyy, Vorstandsmitglied der Gemeinde, begrüßte die zahlreichen Gäste und die Künstler „Die Damen und Herren Daffke“ zu ihrem Konzert. Warum Daffke? Das Wort stammt aus dem Jiddischen und bedeutet, etwas aus Trotz zu tun. Zu unserer großen Freude feuerten die Künstler ein grandioses Feuerwerk an bekannten und weniger bekannten Liedern ab. Viele dieser Lieder waren von Friedrich Holländer und Kurt Weill. Als Zugabe sangen die Künstler dann noch „Irgendwo auf der Welt gibts ein kleines bisschen Glück“ von den Comedian Harmonists. Das großartige Konzert wurde vom Zentralrat unterstützt. Drei abendfüllende Programme haben die Daffkes mittlerweile im Repertoire, und sie bespielen damit die großen und kleinen Bühnen des Landes. Vier Stimmen und ein Klavier, das sind die Daffkes. Sie erzählen Geschichten vom Leben. Das Konzert hat den Zuhörern sehr gefallen. Sie bedankten sich mit großem Applaus und stehenden Ovationen. Volodimir Barskyy verabschiedete die grandiosen Künstler mit Wein und Blumen.

Konzert „Alma Gemela“

Es war eine interkulturelle Begegnung von zwei musikalisch verwandten Seelen, der russisch-jüdischen Sängerin und Pianistin Natalia Volkov und dem peruanischen Schlagzeuger Alfredo Ramirez. Aus dieser Verbindung entstand bunte Musik, die mit ihrer auserlesenen Schönheit Sehnsucht nach etwas Unsagbarem

weckte und in der die spannenden Rhythmen und eigenwilligen Melodien auf hohem Niveau und mit viel Geschmack und Charisma dargestellt wurden. Das Konzert bestand aus drei Teilen. Im zweiten Teil wurden moderne israelische Lieder dargeboten, und im dritten Teil erklangen sehr bekannte jiddische Melodien, darunter auch „Papirossen“, „Bey mir biste scheyn“ und „Tumbalalaika“. Unser Publikum war überwältigt und begeistert und applaudierte stehend. Das Konzert war vom Zentralrat gefördert worden.

Schachturnier

Die Schachwettkämpfe in unserer Gemeinde helfen die Integration zu verbessern und die Kontakte mit anderen Gemeinden und deutschen Schachklubs zu verstärken. In Erinnerung an Otto Schwerdt s.A. fand am 4. Dezember in der Jüdischen Gemeinde nach der zweijährigen Corona-Pause das traditionelle Schnellschachturnier statt. Teilgenommen haben 41 Schachspieler aus den jüdischen Gemeinden Augsburg, Bamberg, Hof, München, Nürnberg, Regensburg, Straubing und Weiden. Die Vizepräsidentin des Landesverbandes und Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Ilse Danziger, erklärte in ihrer Begrüßung: „Die Idee, ein Schachturnier zu veranstalten, kam ja von unserem Vorstandskollegen Otto Schwerdt s.A., und es ist schön zu sehen, wie diese Überlieferung fortgeführt wird. Dieser Zusammenhalt und die hier gelebte Freundschaft ist für ein gutes Zusammenleben wichtig. Freunde lernen sich kennen, verstehen sich, bauen Vorurteile ab und können auch Kriege verhindern. Und es ist eine besondere Freude, dass wir ganz neue Zuwanderer aus der Ukraine haben, die auch Schachbegeisterte sind.“ In sieben Runden wurden die Sieger des Sportwettbewerbes festgestellt. Schiedsrichter Peter Oberhofer hat die Zusammenfassung der Ergebnisse gemacht.

Ergebnisse:

Die Mannschaftsmeisterschaft gewann Regensburg und den 2. Platz München. Einzelmeisterschaft: 1. Platz Lennart Uphoff, Regensburg, gefolgt von Yakiv Gubariev, Augsburg, und Anton Horlevskiy, München. Nestorenmeister: Arkadiy Urytskyy, Hof. Seniorenmeister: Sergej Kaminskiy. Juniorenmeister: Mircea Bratu, München. Frauenmeisterin: Kateryna Bliznakova aus Regensburg.

Alle Sieger erhielten Pokale, Urkunden und Preise von den Vorständen Volodimir Barskyy und Jakov Denissenko. Unterstützung bei der Durchführung des Schachturniers gab es vom städtischen Schachklub SC Bavaria Regensburg von 1881. Alle Teilnehmer dankten den fleißigen Damen aus der Küche, der Köchin Ludmila und den beiden Nataschas. *Volodimir Barskyy*

Friedhof Schillerstraße

Vor 200 Jahren, im November 1822, erhielten die Regensburger Juden wieder einen neuen Friedhof. Dieses „Jubiläum“ war der Anlass für eine Führung über den alten jüdischen Begräbnisplatz mit der Autorin und Schriftstellerin Waltraud Bierwirth. Am 13. November erklärte die ausgewiesene Historikerin der Geschichte der Juden in Regensburg den Gemeindegliedern die Friedhofsgeschichte in chronologischer Reihenfolge am Beispiel bekannter jüdischer Familien.

Das erste Begräbnis auf dem neuen Friedhof galt Leopold, dem Sohn des Seligmann Rosenthal. Leopold wurde 8 Jahre alt. In diesem Teil des Friedhofs ruhen die Juden, die vor 1880 gestorben sind. Die Inschriften auf den etwa 300 Grabsteinen sind in Hebräisch verfasst und berichten über die Menschen und ihr oftmals reiches Wirken für die Stadt. Wie sich die Grabsteinepigraphik innerhalb von 200 Jahren wandelte, wird auf den beiden angrenzenden Erweiterungsteilen, rechts und links des Taharahauses, sichtbar.



Konzert „Alma Gemela“.



Chanukka-Konzert.

Neben den jüdischen Symbolen werden Ornamente der Umgebungsgesellschaft sichtbar.

1999 wurde der Friedhof an der Schillerstraße geschlossen, weil alle Grabstellen belegt waren. Gleichzeitig wurde der „Gute Ort“ unter Denkmalschutz gestellt. Viele der hebräischen Inschriften auf den insgesamt 860 Grabsteinen sind von der Verwitterung bedroht und bedürfen einer vollständigen Transkription und Dokumentation.

Das über 100 Jahre alte Taharahaus, das in seiner Substanz bereits restauriert wurde, soll nach der Innenrenovierung eine Bestimmung als Ausstellungsort finden.

Für die neuen Gemeindemitglieder, Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine, waren Besuch und Führung auf dem alten Friedhof ein erstes Kennenlernen der jüdischen Geschichte Regensburgs. Wie allgegenwärtig die Folgen von Antisemitismus, Verfolgung und Leid in der Vergangenheit wirkten, ist auf vielen Grabsteinen durch Inschriften festgehalten.

Waltraud Bierwirth

STRAUBING

Ein musikalisches Theaterstück über Janusz Korczak, „Das Spil“, von Ecco Meineke wurde im Gedenken an die Reichspogromnacht im Anstatt-Theater aufgeführt. Junge Schauspieler begeisterten trotz des traurigen Inhalts das Publikum. Das war der Beginn eines Korczak-Zyklus in Straubing. Das Zusammenspiel von Körpertheater, Musik, Sprachpoesie und Beleuchtungstechnik kennzeichnen die Aufführungen. Schauspieler, Amateure sowie Profis stehen dabei gemeinsam auf der Bühne. Das Theater wird von Siegfried Steiger geleitet, der seit 2012 Ehrenvorsitzender der Deutschen Korczak-Gesellschaft e.V. ist.

Das Stück „Zündeln“ entstand bereits 1999, wurde aber erst 2005 uraufgeführt und wird seither in Günzburg am Holocaust-Gedenktag aufgeführt. Günzburg ist der Geburtsort des KZ-Arzt Josef Mengele.

Im Rahmen des Kulturprogramms bietet das Theater das Programm „Zündeln – oder Josef M. und seinesgleichen“ an.

Chanukkaball

Der Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Straubing, mit Unterstützung des Zentralrats, beehrte sich, zu einem Konzert der Band „Lechaim“ am 18. Dezember in den Gemeindesaal im Rahmen einer Chanukka-Feier einzuladen. Bei Speis und Trank wurde das Lichterfest gefeiert. Am gleichen Tag fand für unsere Gemeindemitglieder in Landshut eine



Chanukka in der Gemeinde Straubing.

Chanukkafeier mit Svetlana Portnynskaja statt. Unsere Betreuerin vor Ort, Wassilisa Guman, hatte sich sehr bemüht, im angemieteten Saal eine Chanukka-Atmosphäre zu schaffen.

Anlässlich des Internationalen Gedenktages an die Opfer des Holocaust fand eine Lesung aus Janusz Korczaks Tagebuch statt. Der Vater der Kinderrechte hinterließ uns ein einzigartiges Zeitdokument, das bis einen Tag vor seiner Deportation in das NS-Vernichtungslager Treblinka reicht.

Härtefallfonds: Antragsverfahren

Am 5. Februar versammelten sich mehr Mitglieder in der Gemeinde als sonst zu allen Veranstaltungen in den vergangenen Jahren. Sie wollten alles über das Antragsverfahren im Härtefallfond erfahren. Sozialpädagogin Svetlana Zap informierte ausführlich darüber. Der Rabbiner und die Vorsitzende nutzten diese Gelegenheit, um die Mitglieder zu motivieren, öfter an den Gottesdiensten teilzunehmen.

Zwei Bar-Mizwa-Feiern in unserer Synagoge

Am 21. Januar wurde Samuel Josef Offman das erste Mal zur Tora aufgerufen. Mit Bravour war es ihm gelungen, dass die fast 100 Gäste, darunter 40 Kinder und Jugendliche, gebannt zuhörten. In einem Bonbonregen endete die Lesung. Auch seiner Dankesrede lauschten die Gäste sehr aufmerksam. Beim Kiddusch bedankten sich auch Samys Eltern Karin und Bernhard Offman bei allen Gästen. Es war eine Bar-Mizwa-Feier, die nicht nur dem Rabbiner Mendel Muraiti und

der Familie, sondern auch allen Teilnehmern große Freude bereitete.

Nicht weniger stolz war die Familie von Ascher Maksim, der eine Woche später Bar Mizwa hatte. Der Cousin von Rabbiner Muraiti wurde zur Tora gerufen, und auch seine Lesung endete in einem Bonbonregen. Ascher Maksim dankte seinen Eltern und der ganzen Familie und berührte alle Gäste mit seiner Rede. Eine Überraschung für beide Jungs war ein Geschenk, das Frau Zisler im Namen der Gemeinde überreichte. Sie ließ Bäume in Israel pflanzen, die Urkunden wurden den Buben überreicht.

WEIDEN

Familie Kupfer

Die erste Stolpersteinverlegung war am 22. November 2022 in Weiden in der Bahnhofstraße 33. Dort lebte die Familie Kupfer. Eduard Kupfer und seine Frau Fanny hatten zwölf Kinder, neun davon sind von den Nationalsozialisten ermordet worden. Jeder Stolperstein ist mit einem Messingplättchen versehen. Auf jedem Stein steht der Name des Opfers sowie das Geburtsjahr und das Sterbedatum. Zu der Stolpersteinverlegung kamen auch drei Angehörige der Familie Kupfer: Peter Kupfer, Ariel Cooper und Paul Sinclair. Sie kamen extra zu diesem Anlass aus Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Für alle Beteiligten war die Verlegung der Stolpersteine ein bewegendes emotionales Ereignis.

Chanukka

Am 18. Dezember fand in der Synagoge Weiden das feierliche Anzünden der ersten Chanukka-Kerze statt. Wir haben viele Gäste eingeladen, darunter auch Studen-



Gemeinde Weiden: Exkursion nach Fürth.

ten aus Israel und ihre deutschen Freunde von der Fachhochschule Weiden. Die Gemeindemitglieder, Erwachsene und Kinder, nahmen an der feierlichen Zeremonie teil, die von Religionslehrer German Djanatliev geleitet wurde. Es war eine besondere Atmosphäre und ein großes Erlebnis für alle.

Exkursion nach Fürth

Am 21. Dezember machten wir einen Ausflug nach Fürth. Die Stadt wurde wegen ihrer bedeutenden jüdischen Geschichte das „Fränkische Jerusalem“ genannt. Wir besuchten das Jüdische Museum. Gemeinsam mit Vertretern der Fürther Gemeinde machten wir einen Spaziergang durch die Innenstadt, besichtigten den einzigartigen mittelalterlichen Gemeindefriedhof sowie die Synagoge und jüdische Gemeinde. Wir haben viel Neues gesehen und gelernt, und wir danken dem Vorstand der Gemeinde für den wunderbaren Empfang. *Marina Jurowetzkaja*

WÜRZBURG

Shabbaton im Shalom Europa

Im Dezember hat die Würzburger Gemeinde erneut Jugendliche aus verschiedenen bayerischen Gemeinden zu einem Shabbaton unter dem Motto „Meine Gemeinde und ich“ ins Shalom Europa eingeladen. Die Veranstaltung begann am Kabbalat Shabbat mit dem Anzünden der Kerzen und dem gemeinsamen Abendgebet mit den Gemeindemitgliedern. Nach lebendigen Tänzen und weiteren Programmpunkten endete der erste Abend mit Gemeinschaftsspielen im Jugendzentrum. Mit viel Vorfreude starteten die Jugendlichen am Samstagabend nach einem sehr interessanten Schiur-Workshop mit

Rabbiner Avrasin den Schabbat-Spaziergang durch das jüdische Würzburg. Nach der Hawdala folgte der Workshop „Alles Koscher“, angelehnt an die gleichnamige Komödie. Nach einem kurzen Schauspiel der Madrichim sollten die Teilnehmer, wie der Protagonist im Film, mithilfe einer Schnitzeljagd durch das Museum der Gemeinde, das Judentum besser kennenlernen.

Danach haben sich die jungen Leute und auch die Madrichim für das Abendprogramm „Roter Teppich“ vorbereitet, und wir durften unsere Gäste zu einer Party empfangen. Der Abend wurde mit Foto-shootings in einer Fotoecke und beeindruckenden Gesangs- und Tanzeinlagen unserer Teilnehmer gestaltet. Die Feier hinterließ eindrucksvolle Impressionen, und wir haben beim Singen und Tanzen viele Nachwuchstalente entdecken können. Am Sonntag haben wir uns im Rahmen einer Peula-Gruppenaktivität und einem anschließenden Chanukka-Quizduell mit dem bevorstehenden Lichterfest auseinandergesetzt. Im Anschluss wurden dann schweren Herzens unsere Gäste verabschiedet, aber mit voller Zuversicht auf ein baldiges Wiedersehen.

Auch diesmal konnten die Jugendlichen, aber auch wir Madrichim, Lea, Nicolas und Nicole, viele wertvolle, lehrreiche und unvergessliche Momente erleben, neue Freundschaften schließen und die Gemeinschaft und Verbundenheit untereinander genießen. Wir blicken glücklich auf eine wundervolle Zeit zurück und sammeln bereits fleißig Ideen für weitere Projekte in der Zukunft.

Nicole Fahrmeir, Madricha



Shabbaton in Würzburg.

Wir sind nur noch wenige

Guy Stern, am 14. Januar 1922 in Hildesheim als Günther Stern geboren, gibt mit seiner Autobiografie, die jetzt, übersetzt von seiner dritten Ehefrau Susanna Piontek, auf Deutsch erschienen ist, ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass ein jüdisches Leben, das den Widrigkeiten und Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts ausgesetzt war, sich dennoch als ein erfülltes Leben darstellen lässt. Bereits das Coverbild der deutschen Ausgabe, das den jugendlichen Guy Stern mit heiterem Antlitz inmitten einer Gruppe von Ritchie Boys, Kameraden einer Einheit des militärischen US-Nachrichtendienstes, zeigt, ist ein klassischer „Eye-Catcher“. Sterns Erlebnisse mit dieser Einheit in den letzten Kriegsjahren und der Zeit danach haben nicht nur dem Buch den Titel gegeben, die Kapitel, in denen er von ihnen erzählt, gehören zu den inhaltlich, aber auch erzählerisch gelungensten. Die amerikanische Ausgabe der Wayne State University Press zeigt auf dem Cover Guy Stern in seinen reifen Jahren als Gelehrten, der vor einer Bücherwand an einem Schreibtisch sitzt. Vielleicht drücken sich in diesen Titelbildern die unterschiedlichen Mentalitäten des amerikanischen und deutschen Buchmarktes aus. Stern ist für Amerika trotz der berühmten Ritchie-Boys-Episode vor allem der Gelehrte, als der er seit mehr als 70 Jahre wirkt.

Im Original trägt das Buch den Titel „Invisible Ink“. Die Formulierung „Unsichtbare Tinte“ stammt aus einer Ansprache von Sterns Vater an seine Familie zu Beginn der Nazizeit. Die Mahnung seines Vaters, „bleibt unauffällig“, hat sich Guy Stern lange zu Herzen genommen. In ihr drückt sich die Jahrhundertalte Überlebensmaxime des europäischen Judentums gegenüber Verfolgungen aus. Auch Salomon Samuel, bis 1932 Rabbiner in Essen und Bewohner jenes Hauses, das im November 2022 Ziel eines Anschlages wurde, fragte im August 1939, ob man sich nicht „beugen und unsichtbar machen“ könnte, „bis das Furchtbare über uns hinweggegangen“ ist.

Die Familie Stern ist der Ermordung nicht entgangen. Guy Stern bewegt diese Tatsache seit Jahrzehnten. Wie sie ums Leben gekommen ist, hat er, der als Direktor am Holocaust-Museum von Detroit tätig war, nicht erforschen wollen. Ihre letzten Monate in Hildesheim bis zur Deportation, die ihm von einem Hildesheimer



Bürger erzählt worden sind, hat er für sich behalten. Trotzdem ist das Schicksal der Familie in der Erzählung der hundertjährigen Geschichte seines Lebens stets präsent.

Guy Stern ist 1937 nach Amerika ausgewandert. Er lebte bei seinem Onkel und seiner Tante in St. Louis in beengten Verhältnissen, da der Onkel damals arbeitslos war. Man muss bei der Lektüre des Buches bedenken, dass jedes Detail, das Stern übermittelt, durch den Geist und das Herz eines Hundertjährigen gefiltert ist. Es erhält dadurch eine haltbarere Form. Wenn er erzählt, dass er seinem Onkel und seiner Tante ihre Fürsorge und Liebe nie vergessen werde, dann ist diese Dankbarkeit durch das Gewicht von mehr als 80 Jahren geradezu in Stein gemeißelt. Das ist einer der unvergesslichen Momente von Sterns Lebensgeschichte.

Andere Momente sind in den beiden Kapiteln enthalten, in denen er von seiner Zeit bei den Ritchie Boys, über die auch ein Dokumentarfilm gedreht wurde, erzählt. Spannend sind die Darstellungen seiner Verhöre deutscher Gefangener nach der Invasion in der Normandie 1944. Bei ihnen ist Stern gelegentlich in die Rolle eines russischen Kommissars geschlüpft, mit der er aussageunwillige Gefangene zu knacken vermochte. Höhepunkt dieser

Kapitel ist sicherlich Sterns Schilderung, wie er und sein Freund Fred Howard Marlene Dietrich zur Besichtigung des Gefangenenlagers für deutsche Soldaten und Offiziere überreden konnten. Ihr Gang zwischen den Stacheldrahtzäunen wurde zum Triumph eines Idols, das ihre ehemaligen Landsleute zu Begeisterungstürmen führte.

Die Kapitel über Sterns Gelehrtenleben als Literaturwissenschaftler in den USA mit weltweiter Vernetzung und zahlreichen prominenten Freunden und Kollegen sind gegen die Schilderung der Kriegserlebnisse etwas flach ausgefallen. Dass er dem Exil im 20. Jahrhundert zu einem wichtigen Forschungsthema verholfen hat, ist Sterns großes Verdienst. In Deutschland empfanden Studierende in den 1970er Jahren dieses Thema als eine „exotische Entdeckungsreise“. Stern vermag jedoch diese Art der wissenschaftlichen Entdeckungen nicht als große Errungenschaft der Geisteswissenschaften zu vergegenwärtigen. Vielleicht liegt es auch daran, dass die Bedeutung des Exils für die deutsche Kulturgeschichte heute Selbstverständlichkeit gewonnen hat.

Dagegen enthält die Begegnung des jugendlichen Guy Stern mit der neuen Welt Amerika auch heute noch bemerkenswerte Szenen. Als eine in Amerika lebende Tante ihn bei der Ankunft in New York in Empfang nahm und anschließend durch die Stadt führte, machte sie ihn mit den Eigentümlichkeiten des amerikanischen Lebens bekannt. „Look out, the Wolkenkratzer.“ Seine Anstellung als Abräumkellner hat ihn auf die Einstiegsstufe des traditionellen American Dream of Life gestellt. Für die verschiedenen Generationen von Zeitgenossen, denen er als Hundertjähriger bisher begegnet ist, ist und wird er aber immer der Ritchie Boy sein. Bei der Zeremonie seiner Aufnahme in die französische Ehrenlegion 2017 erkennt er, dass die Anwesenden vor allem dem 22-jährigen Ritchie Boy, der er gewesen ist, applaudieren, die restlichen 80 Jahre seines Erdenwirkens aber charmant vernachlässigen.

Daniel Hoffmann

Guy Stern: *Wir sind nur noch wenige. Erinnerungen eines hundertjährigen Ritchie Boys*, 301 Seiten, Aufbau Verlag, Berlin 2022, www.aufbau-verlage.de.

Der Pass mein Zuhause

Die antiken Epen beginnen mit der klassischen Anrufung der Musen, die dem Dichter die notwendige Inspiration für sein Werk schenken sollen. In unserer Zeit hat der Schriftsteller stattdessen seinen Lektor, der ihm dabei behilflich ist, seinem Text die überzeugende literarische Form zu geben. Andrei S. Markovits, amerikanischer Politikwissenschaftler und Soziologe, der 1948 in Rumänien geboren wurde, zehn Jahre später nach Wien zog, um von dort aus weitere zehn Jahre später nach Amerika überzusiedeln, erwähnt im Vorwort seiner Autobiografie „Der Pass mein Zuhause“ ausführlich zwei Lektoren, die ihm beim Manuskript seines Buches beraten haben. Die erste Lektorin ist für Markovits eine enge Freundin geworden. Der Satz, in dem er dies formuliert, ist verräterisch. „Ich wollte eine Lektorin anheuern, die mein Schreiben vielleicht ein bisschen besser macht. Was ich bekam, war eine enge Freundin, deren Seele für immer in diesen Zeilen fortleben wird.“ Wer die Geschichte der Lektoren des berühmten S. Fischer-Verlages kennt, weiß, dass ein Lektor in erster Linie dem Werk eines Autors dienen möchte. Dass Gerhard Hauptmann 1912 den Nobelpreis für Literatur erhalten hat, ist auch dem unermüdlichen Kampf des Lektors Moritz Heimann zu verdanken, der – trotz verwandtschaftlicher Beziehung zu Hauptmann, der sein Schwager war – die ausufernden Manuskripte des Autors „in Form“ gebracht hat. Das ist den beiden Lektoren bei Markovits leider nicht gelungen. Dessen Autobiografie ist durchgehend in einem freundlichen Plauderton mit häufigen Abschweifungen ins Boulevardmäßige geschrieben. Das liest sich



zwar leicht, verhindert jedoch eine durchgehende Lektüre, so dass man besser von Zeit zu Zeit ein Kapitel liest. Der Titel der Autobiografie, „Der Pass mein Zuhause. Aufgefangen in Wurzellosigkeit“, ist das Programm, unter das Markovits seinen Lebensweg zusammenfasst. Nicht die staatsbürgerliche Zugehörigkeit bildet den Rahmen seines Lebens, sondern Freunde und Freundschaften, die sein Leben ausfüllen. Markovits' Zuwendung zu Menschen ist stets von einem Optimismus und Enthusiasmus gekennzeichnet, die die Schwächen seiner Darstellung zu übersehen helfen. Seiner Ehefrau Kiki, deren „offizieller Name“ Irina ist, widmet Markovits ein eigenes Kapitel, das den langen Weg bis zur Hochzeit beschreibt. Die Einzelheiten der verschiedenen Phasen der Trennung und der Wiederbegegnung be-

wahrt er in einer bewegenden Liebeserklärung an seine Frau auf. Auch seiner Beziehung zu Hunden ist ein selbstständiges Kapitel gewidmet, das jeder Hundefreund mit großer Aufmerksamkeit für die kuriosen Beziehungen von „Herr und Hund“ lesen wird. Markovits ist zudem ein Fan der amerikanischen Rockgruppe „Grateful Dead“, die eingehend beschrieben wird. Als Wissenschaftler hat sich Markovits intensiv mit dem Thema „Fußball“ beschäftigt, zu dem er zahlreiche Texte veröffentlicht hat. Deshalb spielt die Welt des Fußballs auch in seiner Autobiografie eine große Rolle. Bekannt geworden ist Markovits zudem durch seine Stellungnahmen zu kontroversen Themen der bundesdeutschen Politik der vergangenen Jahrzehnte. Der Titel des abschließenden Kapitels „Germany. Bewunderung für die Bundesrepublik, Unbehagen mit Deutschland“ fasst sehr gut Markovits Position bei dieser Problematik zusammen. Im „Epilog“ gibt Markovits ein eigenwilliges, überraschendes Resümee seines Lebens. Wer den akademischen Betrieb kennt, wird sich wundern, dass Markovits die mehr als 2.000 akademischen Empfehlungsschreiben, die er verfasst hat, als seine wichtigsten Texte bezeichnet. Doch gerade diese Bemerkung zeichnet den Menschenfreund Markovits aus. Hier zeigt er uns seine menschliche Größe, mit der er uns im Gedächtnis bleibt.

Daniel Hoffmann

Andrei S. Markovits: *Der Pass mein Zuhause. Aufgefangen in Wurzellosigkeit*. Aus dem amerikanischen Englisch von Robert Zwarg, 322 S., Neofelis-Verlag, Berlin 2022, www.neofelis-verlag.de.

Einblicke in das deutsche Reformjudentum

Wäre es nach dem Willen von Hildegard Schmidt, geborene Meyer gegangen, hätte ihr Enkel Christoph Schmidt (Jahrgang 1956) die facettenreiche Geschichte ihrer Familie nicht erforscht und erst recht nicht ein Buch über seine Entdeckungen geschrieben. Die strenge Großmutter hatte nämlich ein Dogma aufgestellt, dass man nach den Jahren der Katastrophe nie wieder in die Vergangenheit zurückschauen sollte. Jetzt aber ist eine Veröffentlichung vorzustellen, die einige Episoden aus der Geschichte der jüdisch-deutschen Familie Meyer von 1671 bis in die Gegenwart sehr anschaulich beschreibt. Der gelehrte Autor, heute Professor für Philosophie und für Religionswissenschaft an der Hebräischen Universität in Jerusalem, erzählt auch die spannende Entstehungsgeschich-

te des Buches. Was Schmidt bei der Erforschung der Geschichte seiner Vorfahren aufdecken konnte, hat ihn überrascht. Die Szenen, die er schildert, gewähren aufschlussreiche Einblicke in die Welt von vorgestern.

Bekanntlich sind im 19. Jahrhundert nicht wenige deutsche Juden zum Christentum übergetreten. Für diese Israeliten galt offensichtlich nicht mehr das Wort der Tora: „Euch habe ich von den Völkern ausgesondert, dass ihr mir angehört“ (3. Buch Mose 20,26). Vom großen deutschen Dichter H. Heine, der sich 1825 taufen ließ, stammt das Bonmot, der Taufzettel sei das Entréebillet zur europäischen Kultur. So dachte wohl auch der Vater der oben erwähnten Großmutter Hildegard, der Hals-Nasen-Ohrenarzt Edmund Meyer

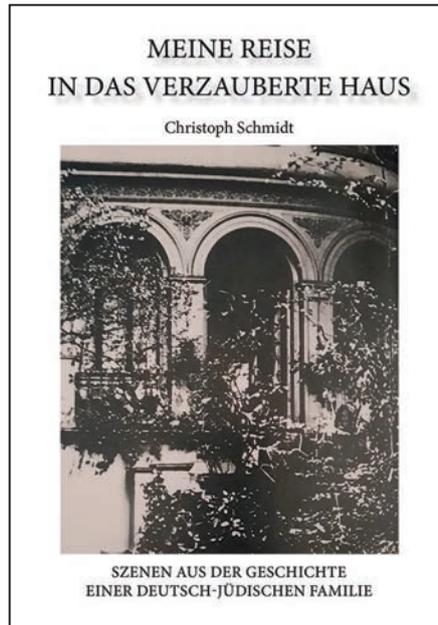
(1864–1931). Um zum Professor an der Charité ernannt zu werden, ließ sich dieser Sohn des Vorsitzenden der jüdischen Reformgemeinde in Berlin in der Jerusalemkirche taufen. Sein Urenkel stellt fest: „Edmund Meyer scheute keine Grenzüberschreitung im Namen einer persönlichen, erotischen und beruflichen Selbstverwirklichung.“ Der Autor verschweigt nicht, dass sein Urgroßvater Selbstmord beging und dessen Frau ebenfalls.

Dass Hildegard Meyer nach dem Austritt ihres Vaters aus der jüdischen Religionsgemeinschaft einen Nichtjuden, Walter Schmidt, heiratete, überrascht uns keineswegs. Das sind Folgen der „Entjudung“ (Zalman Rubaschow). Als die Nationalsozialisten in Deutschland an die Macht kamen, schlug der Ehemann seiner ge-

liebten Hildegard vor, gemeinsam nach Palästina auszuwandern – aber sie lehnte seinen Vorschlag ab. Diese Entscheidung hätte der Großmutter im Jahre 1943 beinahe das Leben gekostet; denn zu jenem Zeitpunkt waren Mischehen keine Garantie vor der Deportation der jüdischen Partner. Walter Schmidt rettete seine Frau, indem er ein unglaubliches Justizdrama inszenierte; Details des skurrilen Verfahrens werden ausführlich referiert.

Christoph Schmidt porträtiert zahlreiche Gestalten der weit verzweigten Familie Meyer. Seine Skizzen beleuchten sowohl politische als auch wirtschaftliche Verhältnisse, und sogar auf Aspekte der seinerzeit modernen Kunst („Berliner Sezession“) kommt er zu sprechen. Das vorliegende Werk enthält mehrere Bruchstücke einer Autobiografie, die der Autor eigentlich gar nicht schreiben wollte.

Die Offenheit, mit der Schmidt auch Schattenseiten wie Selbstmorde und Untreue behandelt, ist recht ungewöhnlich; denn Familiengeheimnisse werden häufig



einfach verschwiegen. Erwähnenswert ist, dass mehr als zwei Dutzend Fotos abgedruckt sind. Diese Bilder zeigen dem Leser, wie die Personen und Objekte aus-

sahen, von denen im Text die Rede ist. Die untergegangene deutsch-jüdische Welt, in der die Nachkommen von Joel Wolff Meyer (1794–1869) lebten und litten, bewertet der Autor überwiegend positiv – das ist keineswegs selbstverständlich. Es kommt natürlich darauf an, welche Werte als Maßstab dienen. Die Kritik des bekannten Kabbala-Forschers G. Scholem an der liberalen Wissenschaft des Judentums hält Schmidt für überzogen und fragwürdig.

Ein kluger Kopf bezeichnete einmal das deutsche Judentum als den Diskussionsklub der modernen Judenheit. Schmidts Erwägungen rekapitulieren die alten Debatten und aktualisieren sie im Hinblick auf Identitätsprobleme im heutigen Staat Israel.

Yizhak Ahren

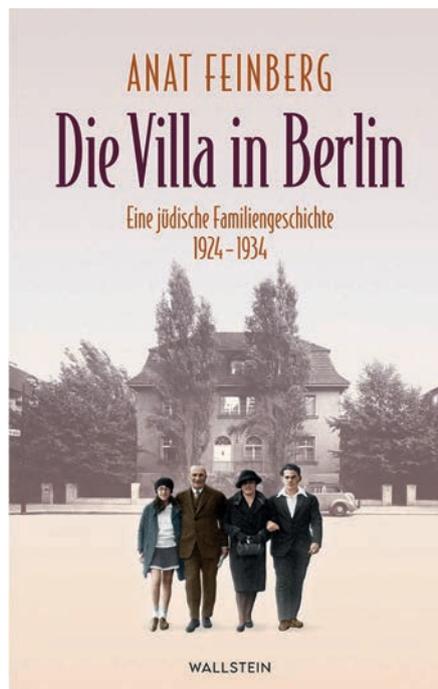
Christoph Schmidt: Meine Reise in das verzauberte Haus. Szenen aus der Geschichte einer deutsch-jüdischen Familie, 233 Seiten, Shaker Media, Düren 2022, www.shaker-media.eu.

Die Villa in Berlin

Dieses Buch enthält eine erstaunliche historische Entdeckung: Die Darstellung des zionistischen Salons der Familie Grüngard im Berlin der Weimarer Republik. Ihre stattliche Villa in Berlin-Schöneberg war nicht weniger als der gesellschaftliche Mittelpunkt des Zionismus in der Reichshauptstadt. Dies war kein Salon wie die bekannten Berliner Salons um 1800, in denen Juden mit Nichtjuden verkehrten, hier war vielmehr der Treffpunkt aktiver Zionisten, die sich für die Gründung eines jüdischen Staates engagierten. Die meisten von ihnen waren osteuropäische Juden, Migranten, manche schon auf dem Weg nach Eretz Israel, wie sie es nannten, also in das frühe jüdische Ansiedlungsgebiet in Palästina.

Wenn man heute über Ostjuden in Berlin schreibt, dann geht es meistens um die armen polnischen und russischen Juden im sogenannten Scheunenviertel in der Weimarer Zeit. Doch Faivel Grüngard (1876–1951) war ein wohlhabender Unternehmer aus Litauen, der sich 1924 am Stadtpark Schöneberg eine Villa mit 18 Zimmern bauen ließ, die er dann und vor allem seine Frau Braina Grüngard (1890 bis 1971) zu einem offenen Haus für die zionistische Elite aus Kultur und Politik machten.

Das Ehepaar Grüngard stammte aus dem kleinen litauischen Ort Wirballen (Virbalis), wo der Zionismus sehr früh Wurzeln geschlagen hatte. Faivel sprach fließend Hebräisch und unterhielt sich mit seinem kleinen Sohn Jehuda nur in dieser Spra-



che. Schon auf ihrer Hochzeitsreise 1911 hatten die Grüngards die jüdischen Siedlungen in Palästina besucht, eine Reise der noch viele weitere folgen sollten, bis sie sich 1934 angesichts der Judenverfolgung in Deutschland selbst zur Übersiedlung entschlossen. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 befanden sich die Grüngards gerade in den Sommerferien an der Ostsee, wurden an der Rückkehr nach Litauen gehindert und fanden schließlich Aufnahme in Schweden. Dort lebten sie fast zehn Jahre in

Stockholm, bevor sie sich mit ihren schwedischen Pässen – besonders auf den Wunsch von Braina – in Berlin niederließen.

Der Hauptteil des Buches besteht aus der literarischen Darstellung des Familienlebens und der vielen zionistischen Treffen, Bankette, Vorträge und Abendveranstaltungen in der Villa, in der die Familie nie allein am Tisch saß. Die beiden Kinder bezeichneten das Haus spöttisch nicht als ihr Zuhause, sondern als ein Hotel. Mehrere Angestellte halfen, den Trubel der Gäste zu bewältigen. Kaum eine bekannte Persönlichkeit, die nach Eretz Israel reiste oder von da zu Besuch kam, wurde hier nicht empfangen. Auch führende zionistische Politiker wie Nahum Sokolow sprachen im Haus der Grüngards vor bis zu hundert Zuhörern. Als das Habima Theater einen Monat in Berlin gastierte, gründeten die Grüngards mit einigen ihrer Freunde, wie Sammy Gronemann, eine Gesellschaft zu dessen Förderung. Ebenso wurde hier der bedeutende hebräische Dichter und Übersetzer Saul Tschernichowski gefeiert und unterstützt, woran sich auch der Historiker Simon Dubnow beteiligte. Im Jahr 1925 reiste das Ehepaar zur Eröffnung der Hebräischen Universität nach Jerusalem und zeigte dann in seinem Hause einen Film darüber. Faivel Grüngard, der in Gdingen eine Ölfirma betrieb, begann in Palästina Orangenhaine zu kaufen und sich mit einer eigenen Firma im Export von Zitrusfrüchten zu engagieren.

Die Darstellung bleibt nicht auf das Haus und die Ereignisse in Palästina beschränkt, denn beide Grüngards sind auch in den zionistischen Organisationen Berlins aktiv. Braina gehörte 1929 zu den Gründerinnen und dann zum Beirat des Jüdischen Volksheims. Faivel beteiligt sich an der Gründung der Jüdischen Genossenschaftsbank Iwria in Berlin und wird 1931 in die Exekutive des Hebräischen Weltbundes gewählt, der der Verbreitung der hebräischen Sprache dient. Das allgemeine Kulturleben Berlins spielt im Buch kaum eine Rolle, wohl aber das politische Klima und der wachsende Antisemitismus in der Stadt, speziell in seinen Auswirkungen auf die Familie und die zionistische Bewegung. Die Familie Grüngard wartete noch das Abitur ihrer Tochter ab und übersiedelte dann Anfang 1934 nach Tel Aviv.

Die Autorin, Anat Feinberg, ist die Enkeltochter der Grüngards. Sie wurde nach dem Holocaust in Israel in eine sehr andere Welt geboren und hat kaum etwas von der Zeit der Familie in der Diaspora

erfahren. Für die Rekonstruktion der Ereignisse in der Berliner Villa, von der nach dem Krieg nur ein Trümmergrundstück zurückblieb, musste sie daher viele Archive und eine umfangreiche Literatur zu Rate ziehen. Davon zeugt der Anhang. Doch sie bemerkt gleich im einleitenden Text: „Es war mir von vornherein klar, dass ich kein wissenschaftliches, kein historisches Buch schreiben wollte ... Natürlich wollte ich die Geschichte meiner Familie wieder zutage fördern – und zugleich den jüdischen und hebräischen Alltag im Berlin der zwanziger und dreißiger Jahre aufleben lassen.“

Zugute kam der Autorin in dieser Situation, dass sie im literarischen wie im wissenschaftlichen Schreiben gleichermaßen erfahren ist. Anat Feinberg hat in Israel mehrere Romane in Hebräisch veröffentlicht, wurde dann durch Heirat nach Stuttgart verschlagen und schreibt heute ihre wissenschaftlichen Werke in hervorragendem Deutsch. Ihr vorliegendes Buch ist das, was man eine Dokufiktion nennt, denn sie rekonstruiert die Ereignisse im

Haus und in der Öffentlichkeit historisch genau, erfindet aber als fiktiven Erzähler einen Hauslehrer, der bei den Grüngards ein und aus geht, mit ihnen befreundet ist und von der Familie und von den Ereignissen in Berlin in seinem Tagebuch berichtet. Durch diesen Trick vermeidet die Autorin eine wissenschaftliche Darstellung, kann auch über psychische Entwicklungen und soziale Beziehungen schreiben und die Tatsache überspielen, dass es für Braina Grüngard, dem Zentrum dieses Salons, kaum Quellen gibt, von ihrem Mann Faivel aber viele von der Autorin genutzte Briefe erhalten sind.

Es ist Anat Feinberg hoch zu danken, dass sie mit diesem so überraschenden Werk in hervorragender Weise eine Lücke füllt, von der wir nicht einmal wussten, dass sie existiert.

Monika Richarz

Anat Feinberg: *Die Villa in Berlin. Eine jüdische Familiengeschichte 1924–1934*, 232 S., Wallstein Verlag, Göttingen 2022, www.wallstein-verlag.de.

Der Rabbi und der Kommissar



Michel Bergmann, zunächst Journalist, dann Producer und Regisseur, trat 2010 mit *Die Teilacher* als Romanautor an die deutsche Öffentlichkeit, ein Buch, das im Frankfurter Nachkriegsdeutschland ganz im Milieu der Shoa-Überlebenden spielt, die in Deutschland gestrandet sind. Es ist ein ernsthafter Roman, in dem es aber viel zu lachen gibt. Einer der Lebensgeschichten geht er weiter in *Machloikes* nach. In *Herr Klee* und *Herr Feld* sind zwei der Protagonisten alt geworden, und mit

dem Alter schwindet auch ihre Fähigkeit, die Beschwerden des Lebens mit Humor zu überspielen.

Ganz anders kommen nun die Kriminalromane des Autors daher. Sie sind locker, leicht, keineswegs grausam, auch wenn es gefährliche Situationen gibt. Sie spielen im heutigen Frankfurt im jüdischen Milieu, und ihr Protagonist, Rabbiner Henry Silberbaum ist smart, er fährt ein rotes Auto, er joggt, schwimmt und flitzt mit seinem Fahrrad durch die Stadt. Der Rabbi ist den Alten und den Jungen zugewandt und den attraktiven Frauen, vor allem aber dem Sonderling der Buchhandlung im Seniorenheim. Viele Menschen mögen ihn, besonders die Alten im Seniorenheim vertrauen ihm. Und mit dem Vertrauen beginnt der erste Fall.

Frau Axelrath besucht ihn mit ihrer Dackelhündin Betty. Sie berichtet von einem Einbruch und von ihren Plänen. Zwar ist sie zum zweiten Mal verheiratet, sie vertraut ihrem zehn Jahre jüngeren Mann aber nicht mehr, einem nicht so recht erfolgreichen Kunsthändler, der, so wird gleich klar, auf ihre Kosten lebt. Ihr erster Mann hatte es zu einigem Vermögen gebracht, so dass die gemeinsame Tochter in Israel ein Hotel aufmachen konnte und seine Witwe dem Jüdischen Seniorenstift eine Millionen Euro vererben will. Drei Wochen später wird die alte Dame tot in ihrer Wohnung aufgefunden. Weil sie



herzkrank war, wird die auf dem Totenschein angegebene Todesursache nicht in Zweifel gezogen. Wie in solchen Fällen üblich, wird die Polizei zwar hinzugezogen, der Fall aber schnell abgeschlossen. Kommissar Berking versteht deshalb Rabbiner Silberbaums Einwände gegen das Prozedere nicht.

Der Rabbiner fährt auch große Geschütze auf. Die angereiste Tochter fordert auf seine Anregung hin eine Obduktion, zu-

mal sie sich mit ihrem Stiefvater nie verstanden hat. Der drängt auf schnelle Beerdigung, ganz den guten Gatten mimmend. Wie und was hinter Frau Axelroths Tod steckt, soll nicht verraten werden. Gleichzeitig mit dieser Kriminalgeschichte werden einige Aufgaben eines Rabbiners sehr schön entfaltet. Etwa die des Lehrers Silberbaum. Im ersten Buch: *Du sollst nicht morden*, meist fälschlich mit „Du sollst nicht töten“ übersetzt, wird dieses Gebot interpretiert. Oder die Unterrichtung einer Frau, die zwar nach rabbinischer Tradition als Tochter einer Jüdin selbst Jüdin ist, aber ohne viel Wissen vom Judentum aufwuchs. Vielleicht will sie auch nur vom unverheirateten Rabbi Silberbaum unterrichtet werden? Leserinnen und Leser jedenfalls erfahren einiges zum Judentum, ohne sich belehrt fühlen zu müssen. Dazu trägt auch ein Glossar bei, das Jüdisches und Jiddisches kurz erklärt. Am Ende des Krimis kommt zum ersten Mal ein für Kriminalromane sonst

typischer Cliffhanger: Der Kommissar bittet den Rabbiner um Hilfe in einem neuen Fall. Und damit wird der zweite Krimi dieser Reihe angekündigt.

„Du sollst nicht begehren“ heißt der zweite Kriminalroman der Reihe. Vorangestellt ist ein Zitat von Ovid: „Nach Verborgenen streben wir stets und begehren Versagtes.“ Eine junge Frau ist verschwunden, eine sehr gute Schwimmerin, verheiratet mit einem aus Sankt Petersburg stammenden Boss der Unterwelt. Der meldet ihr Verschwinden nicht, die Mutter war bei der Polizei. Aber auch sie schwänkt um und schweigt. Was steckt dahinter? Die Fragen sind von Anfang an nicht nur die des Rabbiners. Mit seinen Schülerinnen und Schülern spricht er auch über dieses Gebot. Und das ist, wie das Leben und dieser Fall, komplex. Da wird dieser Kriminalroman genremäßig spannend, die Personen vielschichtig und weniger stereotyp, wenngleich der Rabbi-

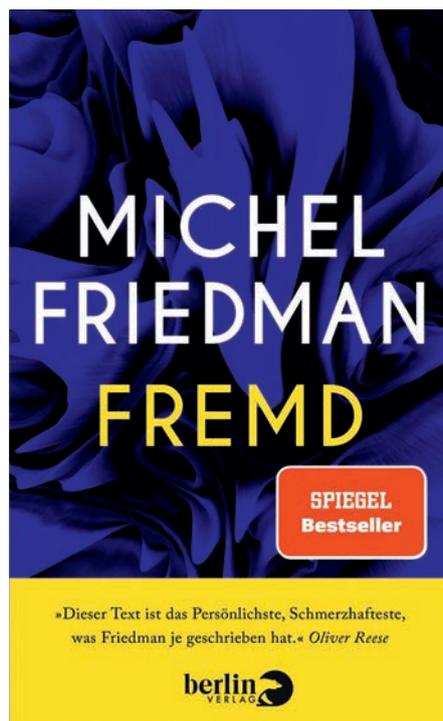
ner smart bleibt und den Kommissar zur Legalisierung manch illegaler Schritte benutzt. Aber auch er wird benutzt. Wie im ersten Buch spielen die bodenständigen Kommentare der New Yorker Freundin des Rabbiners im Chat und die Interpretation eines Traums des Rabbiners durch den verschrobenen Buchhändler zur Lösung eine Rolle. Wie nebenbei erfährt man etwas über den jüdischen Feiertag Purim und die Bedeutung hebräischer Buchstaben. Und wie im ersten wird auch im zweiten Buch am Ende der dritte Roman angekündigt. Auf den wartet man gern.

Angela Genger

Michael Bergmann: *Der Rabbi und der Kommissar: Du sollst nicht morden (Band 1), Der Rabbi und der Kommissar: Du sollst nicht begehren (Band 2)*, 288 Seiten, Heyne-Verlag, München 2021/2022, www.penguinrandomhouse.de.

Fremd

Für sein neues Buch begnügt sich Michel Friedman mit dem zwar einsilbigen, aber doch auch vieldeutigen Titel „Fremd“. Einen erklärenden Untertitel, z.B. „Mein Leben als Jude in Deutschland“, der durchaus zu erwarten gewesen wäre, hat er seinen Lesern vorenthalten. Dafür ist das Cover des Buches noch mit einem Zitat und einem „Störer“ (Fachjargon) versehen, die beide lektüreleitend sein sollen. Unterhalb des Titels prangt der Button „Spiegel Bestseller“. Am unteren Coverrand weist ein Werbetext darauf hin, dass der Text „das Persönlichste, Schmerzhafteste (ist), was Friedman je geschrieben hat“. Natürlich können Bücher auch wegen ihres Inhaltes für Leser von Bedeutung sein. Wenn der Autor bisher mit Sachthemen hervorgetreten ist, ist der Hinweis auf das Persönliche des aktuellen Buches durchaus verständlich. Beide Coverzusätze sind jedoch nur von werbestrategischer Bedeutung. Sie sagen nichts über ein Buch aus, das ganz ungewöhnlich ist. „Fremd“ ist nämlich eine Herausforderung an jeden Leser. Vom Schriftbild her könnte der Text ein sehr langes, in Kapitel eingeteiltes Gedicht oder gar ein Epos sein. Manchmal sind kleine Dialoge eingestreut. Friedmans Buch würde ich eher als lyrisches Philosophieren bezeichnen. Jeder Leser kann sich durch den philosophisch-dramatischen Aufbau des Textes dazu aufgefordert fühlen, bei der Lektüre seinen eigenen Rhythmus sowie eine eigene Sprachmelodie zu finden. Denn Friedmans Buch ist tatsächlich ein Sprachkunstwerk, das das Kunststück



fertigbringt, mit einem herkömmlichen Wortschatz, also ohne poetische Bilder oder überraschende Vergleiche, vielmehr nur mit dem Vokabular des Alltags den Leser in seinen Bann zu ziehen. Wenn die „Bild“-Zeitung dazu aufruft, dieses Buch solle Pflichtlektüre werden, dann ist diese Forderung durchaus nicht übertrieben. Friedman hat sein Buch „allen Menschen gewidmet, die irgendwo im Nirgendwo leben“. Seine Lebenserfahrung des Fremdseins sieht er als eine exemplarische an. Überall sind ja Menschen zu finden, die

auf die eine oder andere Weise das Fremdsein kennen und leben. Gerade in Schulen könnte dieses Buch auf eine ungewöhnliche Weise zum Einsatz kommen. Denn das Lebensalter, in dem sich die jungen Menschen befinden, ist schon grundlegend durch ein Gefühl der Fremdheit gegenüber der großen, oftmals bedrohlich wirkenden Welt der Erwachsenen geprägt, zu der noch eigene familiengeschichtliche Hintergründe hinzukommen. Michel Friedmans eigene Lebenserfahrung als Kind zweier aus Polen stammender Shoa-Überlebender, das selbst in Paris geboren und zunächst auch dort aufgewachsen ist, könnte durchaus als Lektüreschlüssel zu dem Unterrichtsthema „Holocaust“ dienen. Die kreative Lektüre einzelner Kapitel, ob in herkömmlicher Interpretation oder durch Umsetzung als Rap-Sprechgesang, könnte neue Wege für einen sensiblen Umgang mit dem Holocaust im Schulunterricht öffnen.

Eine Kindheit als Kind von Shoa-Überlebenden ist noch immer eine Kindheit, die mit Erfahrungen und Erlebnissen angefüllt ist, die jedes andere Kind ebenfalls kennt. Friedman beschreibt elementare Erfahrungen des Kindseins, die dadurch, dass sie im Kontext des Shoa-Schicksals der Eltern stehen, eine zusätzliche Dimension erhalten. Die Shoa ist quasi der umgebende Horizont aller Kindheitserlebnisse, die große, abgeschlossene Blase, in der alle Erfahrungen des Kindes stattfinden. Und doch öffnet sich diese Welt notwendigerweise der äußeren Umgebung,

die fremd ist und auch fremd bleibt. Ein banales Kindheitserlebnis wie das Erlernen des Fahrradfahrens beschreibt Friedman als eine Gradwanderung zwischen Fürsorge und Leid. Das gemeinsame Eisessen mit der Mutter wird gar zu einer existentiellen Erfahrung. Kinder von Shoa-Überlebenden kennen diese Situationen, in denen die eigenen, brutal durch den Holocaust zerstörten Erfahrungen aus der Kinderzeit der Eltern von ihren eigenen Nachkommen noch einmal genauso, jetzt aber unverlierbar und unzerstörbar schön erlebt werden sollen. Das steigert sich bis zu der erschütternden

den Szene, in der Friedman nach dem Tod der Eltern erkennt, dass er von ihnen auf den Tod nicht vorbereitet worden ist. Das über viele Jahre von den in der Shoa getöteten Angehörigen begleitete Leben des Kindes, Jugendlichen und Erwachsenen kennt den Tod eigentlich gar nicht. Das ist das Paradox im Leben eines Kindes von Shoa-Überlebenden. Friedman versucht in seinem Buch, dieses Paradox zu meistern. Sein Philosophieren über das Fremdsein kennt eigentlich nur die Kernfamilie als das Eigene, „meine Eltern“, „meine Mutter“ und „mein Vater“. Aus diesem begrenzten Eigenen hat er he-

rauszufinden. Friedman gelingt es durch eine Anknüpfung an das seit Platons Philosophie geläufige Motiv der „Zweiten Fahrt“, der zweiten Geburt, die in ein von den Ahnen abgenabeltes Leben hineinführt. Es ist schmerzlich, aber auch heilsam, die in ihrer Dramatik noch einmal gesteigerten letzten Sätze des Buches, die diese zweite Geburt thematisieren, zu lesen.

Daniel Hoffmann

Michel Friedman: *Fremd*, 168 S., Berlin Verlag, Berlin/München 2022, www.berlinverlag.de.

Wie die Queen

Unter dem Titel „Wie die Queen“ stellt der Amerikanist Christoph Ribbat das Leben der britischen Schriftstellerin Kathrine Talbot vor. Der Name Talbot ist ein Pseudonym. Ilse Groß, so ihr ursprünglicher Name, verließ als 14-Jährige 1935 ihre Heimatstadt Bingen am Rhein in Richtung Genf, ausgestattet mit einer Reiseschreibmaschine, die ihr die Eltern zum Abschied geschenkt hatten. Antisemitische Anfeindungen hatten Karl Groß, angesehenen Weinhändler, und seine Frau Agnes veranlasst, ihre Tochter Ilse zum Schulabschluss nach Genf zu schicken. Drei Jahre später, 1938, flog Ilse Gross mit gefälschten Papieren und unter Schreibung des Nachnamens mit Doppel-s von Zürich nach London, um dort zunächst zwei Jahre als Hausmädchen zu arbeiten.

Ilse Groß hatte, wie Ribbat gleich zu Beginn mitteilt, „eine Schwester, der sie noch nie in ihrem Leben begegnet ist. Eine Haarsträhne von ihr hat sie gesehen. Kennenlernen wird sie ihre Schwester nie.“ Die Eltern Groß blieben aus Sorge um diese andere, behinderte Tochter Bertha weiterhin in Bingen. Bertha lebte in einem Pflegeheim in Rhens am Rhein. Die geplante Ausreise der restlichen Familie nach London war 1939 nach Kriegsbeginn nicht mehr möglich. Bertha wurde im Frühjahr 1942 umgebracht, die Eltern nach Theresienstadt deportiert, wo der Vater 1943/44 an Hunger starb. Die Mutter ist im Oktober 1944 in Birkenau umgebracht worden.

Ilse Gross musste sich alleine durchschlagen. Im Mai 1940 wurde sie als „enemy alien“ auf der Isle of Man im Frauenlager zusammen mit anderen aus Deutschland Geflohenen interniert. Dabei konnte es geschehen, dass jüdische und nationalsozialistisch denkende Frauen in denselben Unterkünften lebten. Auch hier Bedrohung durch Schikanen. Ilse Gross war



„Stammkundin der Lagerbibliothek“, wie Ribbat schreibt, denn dass „Ilse Schriftstellerin werden sollte, stand schon immer fest“. Schon als Kind schrieb sie Kurzgeschichten und Gedichte. Sie bildete sich angesichts dieses Lebensziels durch intensive Lektüre anderer Schriftsteller fort. Unter anderem hat sie wohl beinahe das ganze Werk von Henry James gelesen. Bei der Lektüre von James wurde ihr klar, wie sie schreiben wollte: „Um feine Sensibilität geht es bei James, nicht um mitreißende Handlung“ referiert der Biograf. Ilse Gross verstand, wie James, „Literatur als Feld für psychologische Studien“. So beschreibt Ribbat ihre Auffassung vom Schreiben.

Während ihrer Zeit als Hausangestellte hatte sie den Journalisten Geoffrey Pittok-Bus kennen gelernt. Die beiden heirateten im Februar 1941 in London, kurz nachdem Ilse aus dem Internierungslager ent-

lassen worden war. Jetzt war sie als Sekretärin ihres Mannes tätig. Die Ehe dauerte allerdings nur kurz, aber Ilse hatte einen englischen Namen und einen britischen Pass. Ab März 1943 arbeitete sie als Sekretärin für das Indian Freedom Campaign Committee und erlebte die Bombardierung Londons, den sogenannten „Baby-Blitz“ von Januar bis April 1944. Ab Oktober 1945 arbeitete sie für die aus Innsbruck stammende Psychoanalytikerin Kate Friedländer. Unter dem Pseudonym Kathrine Pittok schrieb sie Erzählungen auf Englisch. Den Lebensunterhalt verdiente sie sich ihr ganzes Leben über aber auch immer wieder mit Übersetzungen, Rezensionen und als Sekretärin.

Um endgültig Schriftstellerin zu werden, zog Ilse Pittok-Bus 1947 nach Cornwall ins Künstlerdorf Megavissy. Dort traf sie Gleichgesinnte, die alle nach schriftstellerischer oder künstlerischer Selbstverwirklichung strebten. Sie lernte den Maler Kit Barker kennen. Sie heirateten 1948, zogen aber schon bald zu den Eltern von Barker nach London, weil das Leben in Megavassy nicht mehr auskömmlich war. 1949 flogen sie nach New York, wo Ilse einen Cousin hatte. Nach kargen Monaten, während derer sie alleine für den Lebensunterhalt sorgte, bekamen beide zweimal ein mehrmonatiges Stipendium für die Künstlerkolonie Yaddo in Saratoga Springs/New York. Jetzt konnte sie endlich den ganzen Tag schreiben. Beide knüpften wertvolle Beziehungen. Wichtig war für sie die Beziehung zu Elizabeth Bishop, deren Lyrik in Amerika weithin bekannt war. Obwohl sie Mäzene fanden, die Kit unterstützten und der erste Roman von Ilse Groß „Fire in the Sun“ 1952 von einem renommierten Verlag unter dem Pseudonym Kathrine Talbot veröffentlicht wird, reichte das Geld nicht zum Bestreiten des Lebensunterhalts, und Ilse musste wieder als Sekretärin arbeiten.

Nach einem dritten Aufenthalt in Yaddo und der Veröffentlichung eines weiteren Romans kehrten die Barkers wieder nach London zurück. Sie ließen sich in einem kleinen Häuschen ohne Strom und Wasserversorgung in West Sussex nieder. 1955 veröffentlichte Faber & Faber ihren zweiten Roman „The Innermost Cage“. Kits Bilder verkauften sich plötzlich, und sie schrieb den erfolgreichen Roman „Return“. Glückliche Jahre. Für Ilse war, wie sie bei einem Interview sagte, Kit „eines der größten Geschenke dieses Lebens“. 1961 wurde Sohn Tom geboren. 1971 erschien in einer französischen Zeitschrift eine Kurzgeschichte von ihr. Jetzt war sie international bekannt.

Was Ilse Gross / Pittok / Kathrine Talbot nicht konnte, war die eigene Geschichte literarisch aufzuarbeiten. Erst im späteren Alter gelang es ihr, die eigenen Erlebnisse niederzuschreiben, aber veröffent-

licht wurden sie bei keinem Verlag. Sie schrieb grundsätzlich auf Englisch. „Sekundärliteratur liegt zu Kathrine Talbots Werk nicht vor. Ihre Romane sind in Vergessenheit geraten“, schreibt Ribbat. Im späteren Alter schrieb Ilse Barker dann auch Gedichte. Sohn Tom, Künstler wie sein Vater, erinnert sich an eine Reise mit seinen Eltern nach Bingen, die Ilse Groß jedoch überforderte. Gleich nach der Ankunft wurde wieder umgekehrt. 1988 starb Kit Barker. Ilse Barker selbst starb am 20. Mai 2006.

Ribbat ist über ihren Briefwechsel mit Elizabeth Bishop auf sie gestoßen und hat den Sohn kontaktiert, der ihm den Nachlass zur Verfügung gestellt sowie auf die zeitweilige Ähnlichkeit seiner Mutter mit Queen Elizabeth aufmerksam gemacht hat. Vom Arbeitskreis Jüdisches Bingen und vielen anderen wurde Ribbat aktiv bei seinen Recherchen unterstützt.

Der ständige Wechsel zwischen den berichtenden Abschnitten, die im Imperfekt geschrieben sind, und den im Präsens geschriebenen Abschnitten, die die Innensicht der Schriftstellerin entfalten, beziehungsweise Teile aus ihren Romanen oder Kurzgeschichten inhaltlich wiedergeben, ist beim Lesen anstrengend. Andererseits wird dadurch zum Teil auch Spannung aufgebaut. Der Leser muss die Spuren, die Ribbat aufzeigt, selbst verknüpfen. Jedenfalls wird das abenteuerliche Leben der Ilse Groß, ihr Lebensmut, ihre starke Willenskraft und ihr Kampf um Selbstbestimmung als Frau und Schriftstellerin einsichtig gemacht.

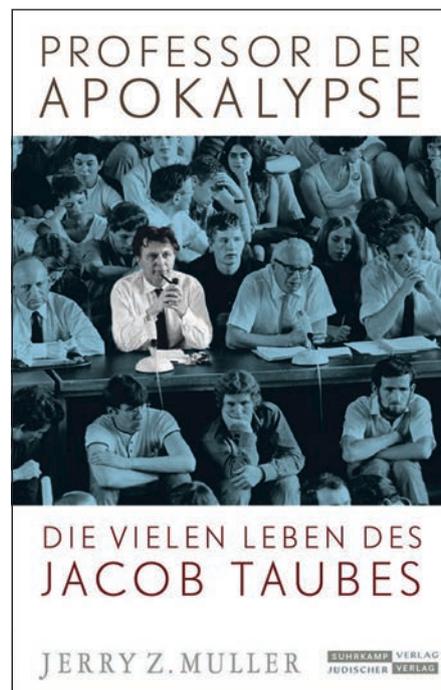
Priska Tschan-Wiegelmann

Christoph Ribbat: Wie die Queen. Die deutsch-jüdische Geschichte einer sehr britischen Schriftstellerin, 220 S., Insel Verlag, Berlin 2022, www.suhrkamp.de.

Jacob Taubes

Der amerikanische Historiker Jerry Z. Muller hat die Lebensgeschichte des berühmt-berüchtigten Hochschullehrers Jacob Taubes (25.2.1923–21.3.1987) fast zwanzig Jahre lang wie ein Detektiv erforscht. Jetzt ist seine vorzügliche Biographie „Professor der Apokalypse“ von Ursula Kömen ins Deutsche übersetzt worden. Der Untertitel des umfangreichen Bandes lautet: „Die vielen Leben des Jacob Taubes“. Gemeint ist mehr als nur die Tatsache, dass Taubes posthum einen Rang erlangte, den am Tag seiner Beerdigung nur wenige für möglich gehalten hätten. Ebenfalls angedeutet ist, dass Taubes ein sehr abwechslungsreiches Leben geführt hat. Dies gilt sowohl für die berufliche Karriere als auch für zwei turbulente Ehen und für zahlreiche Liebesbeziehungen.

Als Sohn eines orthodoxen Rabbiners wuchs Taubes in Zürich (Schweiz) auf. Nach dem Abitur studierte er an den Universitäten Zürich und Basel Philosophie, Geschichte, Soziologie und Religionswissenschaften. Seine Talmudstudien setzte Taubes in der Jeschiwa von Montreux fort. Kurz hintereinander wurde er im Jahre 1946 promoviert und von zwei angesehenen Rabbinern ordiniert. Allerdings hat Taubes nie von dieser Ordination Gebrauch gemacht. Er wollte nicht als Gemeinderabbiner wirken, sondern an einer Hochschule lehren, und das ist ihm auch gelungen. Taubes lehrte an der Hebräischen Universität in Jerusalem sowie an führenden amerikanischen Hochschulen (Harvard, Princeton und Columbia).



Am Ende wirkte Taubes an der Freien Universität in Berlin, wo er das erste Institut für Judaistik an einer deutschen Universität aufbaute. Zugleich leitete er dort das Institut für Hermeneutik.

Der berufliche Erfolg ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass Taubes außer seiner Doktorarbeit, „Abendländische Eschatologie“, keine einzige eigenständige Publikation veröffentlicht hat. Der Philosoph Theodor Adorno bemerkte: „Sicherlich ist Taubes ein zugleich hochbegabter und in seiner Produktivität schwer gestörter Mensch, und diese Konstellation

hinterläßt erhebliche charakterlogische Narben.“ Seine rasche Auffassungsgabe wurde gerühmt und auch sein gutes Gedächtnis. Nachgesagt wurde ihm allerdings mangelnde Seriosität. Einmal prahlte er mit seinem Wissen über den Scholastiker Bertram von Hildesheim, der in Wirklichkeit nie existiert hat.

Das Wohlwollen seines Lehrers Gershom Scholem aus Jerusalem hat Taubes sich durch unmoralisches Verhalten verschert. Überliefert ist folgende Begebenheit, die manche komisch finden werden: Der Kabbalaforscher Scholem war zu Gast bei Freunden in Paris, und als Taubes plötzlich dazukam, sperrte Scholem sich im Badezimmer ein und war erst dann bereit herauszukommen, als Taubes die Wohnung verlassen hatte.

Man könnte manche Eskapaden von Taubes als kindisch abtun, hätten seine Grenzüberschreitungen nicht einen ernsten Hintergrund. Viele seiner ungewöhnlichen Handlungen sind nur dann zu verstehen, wenn man die abrupte Abwendung von den Lebensformen des gesetzestreuen Judentums in Betracht zieht und die damit verbundene Hinwendung zum Antinomismus, d.h. die absichtliche Missachtung der religiösen Gesetze. Stolz bekannte Taubes: „Ich bin ein Antinomist!“ Diese weltanschauliche Position ermöglichte es ihm, wohlbekannte halachische Vorschriften zu übertreten (z.B. das im Dekalog stehende Verbot des Ehebruchs). Sein großes Vorbild in der Religionsgeschichte war der Apostel Paulus, dessen

Antinomismus Taubes interpretiert hat und modernisieren wollte.

Im Gegensatz zu vielen anderen Juden, die die Orthodoxie aus diesem oder jenem Grund verlassen haben, war Taubes (zumindest gegen Ende seines Lebens) davon überzeugt, dass er nach seinem Tod für die begangenen Sünden Rechenschaft abzulegen haben werde. Als er die Buchhändlerin Rachel Salamander kennenlernte, erzählte er ihr von seinem frommen Vater. Dann fügte er hinzu: „Ich bin vom richtigen Weg abgekommen!“ und brach in Schluchzen aus.

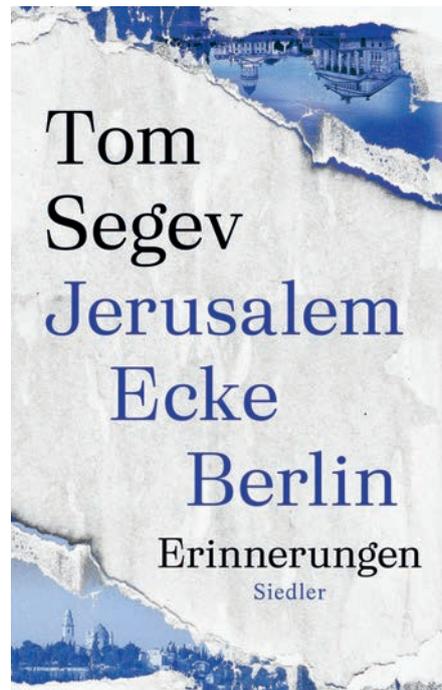
Zweifellos war Jacob Taubes eine exzentrische Persönlichkeit, die körperlich und seelisch schwer gelitten hat, und er seinerseits hat Nahestehenden viel Leid zugefügt. Niemand wird in ihm eine vorbildliche Gestalt sehen. Für manche war er ein genialer Denker, für andere ein Hochstapler. Taubes war ein außerordentlich kontaktfreudiger Mann, der mit vielen berühmten Wissenschaftlern und Künstlern befreundet war. Die amerikanische Schriftstellerin Susan Sontag hat ihn gut gekannt und in einem ihrer Filme porträtiert. Seine erste Ehefrau, Susan Taubes,

hat ihren Ex-Mann im Roman „Nach Amerika und zurück im Sarg“ als untreu beschrieben (Ezra Blind = Jacob Taubes). Die von Jerry Z. Muller ausgebreitete und sorgfältig analysierte Geschichte des umstrittenen Gelehrten ist lehrreich; sie gewährt Einblicke in das akademische Leben im 20. Jahrhundert und zeigt uns auch, wohin moderner Antinomismus führen kann. *Yizhak Ahren*

Jerry Z. Muller: Professor der Apokalypse. Die vielen Leben des Jacob Taubes, 928 S., Jüdischer Verlag, Berlin 2022, www.suhrkamp.de.

Jerusalem Ecke Berlin

Seine Eltern lernten sich am Dessauer Bauhaus kennen: Ricarda Meltzer studierte Fotografie, Heinz Schwerin Architektur. Beide waren Kommunisten. Und so waren sie ab 1933 schon aus diesem Grund gefährdet. Heinz war in eine jüdische Familie hineingeboren worden, und darum doppelt gefährdet, als die Nazis die Macht ergriffen. Seine nicht-jüdische Frau ging mit ihm nach Palästina, nachdem er aus der Haft in Frankfurt geflohen war. Sachsenhausen heißt ein Stadtteil dort, und lange ließ Ricarda ihren Sohn in dem Glauben, dass es sich um das KZ desselben Namens gehandelt habe. 1935 gelang die Auswanderung, 1941 kam das erste Kind Jutta, vier Jahre später Thomas, der Verfasser der Erinnerungen, zur Welt. Er war drei Jahre alt, als sein Vater von einem Dach fiel. Das war während des Unabhängigkeitskriegs, und Ricarda Schwerin, Carda genannt, blieb mit ihren beiden Kindern allein zurück. Die Schwiegereltern, die vom Zwangsverkauf ihrer Hutfabrik nichts hatten retten können, nahmen sie zunächst in ihrer gemieteten Zweizimmerwohnung auf und halfen später auch mit den Kindern. Dann zog die Familie ins Taborhaus, in dem Ricarda Schwerin eine Art Pension aufmachte. Einer der Untermieter war der aus Attendorf stammende Journalist Gabriel Stern, der für die sozialistische Tageszeitung *Al Hamishma* schrieb. Er sollte für den Jungen und später den jungen Mann prägend werden. Immer wieder wird er Erwähnung finden. Als die Familie das Taborhaus verlassen musste, in dem Ricarda Schwerin zwischenzeitlich ein Kinderpflegeheim aufgemacht hatte, zog die Familie in einen ärmlichen Stadtteil von Jerusalem, Baka, dessen Bewohner aus Jugoslawien und Marokko stammten und kaum hebräisch sprachen. Sie wussten, dass Ricarda Schwerin Deutsche war, ohne sie, so der Sohn, deswegen anzugreifen oder zu demütigen. Eine Rückwanderung der Eltern, später der Mutter,



hatte wegen vieler bürokratischer Hindernisse und vielleicht auch mit Rücksicht auf die Kinder nicht geklappt.

Vom Kommunismus hatte Ricarda Schwerin sich verabschiedet, die sozialistischen Ideen von Gleichheit und Gerechtigkeit aber sollten auch ihre Kinder kennenlernen, vermittelt in der Schule und in den Jugendbünden. Gleichzeitig gab sie ihnen die Liebe zur Literatur mit, sie las ihnen auf Deutsch vor, sie selbst und später auch die Kinder lasen und sprachen auch englisch und die Kinder selbstverständlich hebräisch. Es ging ihr aber auch um die „gute Kinderstube“: Ordnung, Sauberkeit, Genauigkeit, Fleiß, Genügsamkeit, Tischmanieren etc. Weil diese Werte ihn zum Außenseiter hätte machen können, entwickelte der Sohn schon früh eine Strategie draußen und drinnen zu trennen, was ihn unter anderem an für andere so selbstverständlichen Kinder- und Jugendfreundschaften hindern sollte. Und auch seine Schwester verließ ihn früh. Es war ihr gelungen, vom Wehr-

dienst freizukommen, und sie beschloss zum Studium nach Deutschland zu gehen. Ihren Weg beschrieb sie in dem 2012 erschienenen Buch: Ricardas Tochter. Leben zwischen Deutschland und Israel. Als feministische Politikerin und Bundestagsabgeordnete wurde sie später bekannt, und ihr jüngerer Bruder hätte leicht in ihrem Schatten stehen können. Er aber ging einen anderen Weg.

Während seiner Wehrdienstzeit fügte er seinem Nachnamen den hebräischen Namen Segev zu, wenig später wurde daraus Tom Segev. Unter diesem Namen wurde er als Journalist und Nachrichtenredakteur bekannt, unter diesem Namen studierte, recherchierte und publizierte er. In Deutschland wurde er durch sein Buch „Die siebte Millionen. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung“ (1995) bekannt. Promoviert wurde er mit einer Arbeit über KZ-Kommandanten, deren verlogene Aussagen er in seinem Buch zum Teil wiedergibt: „Die Soldaten des Bösen. Zur Geschichte der KZ-Kommandanten“. Er setzte sich mit dem Sechstagekrieg auseinander: „1967. Israels zweite Geburt“ (2007) und ging den Spuren des Anfangs nach: „Die ersten Israelis. Die Anfänge des jüdischen Staates“ (2008). Gern liest man im Buch seine Miniaturen von Teddy Kolek, für den er zeitweilig arbeitete, von Ben Gurion und Bruno Kreisky, von Hannah Arendt und anderen. Er schrieb eine Biografie von *Simon Wiesenthal* (2010), und von „*David Ben Gurion. Ein Staat um jeden Preis*“ (2018). Seine Arbeit für die angesehene Zeitung *Haaretz* bot ihm die Möglichkeit, Profile von Politikern zu schreiben, aber auch die Situation von Flüchtlingen in Kambodscha zu schildern. Bei seiner Reise zu den Flüchtlingslagern begegnete er Mutter Teresa, bevor sie berühmt wurde. Für die Wochenzeitung *Koteret Rashit* folgte er nach Indien und Südafrika, er berichtete vom Ende der DDR und von der Stimmung in Kuba nach dem Zusammenbruch

der Sowjetunion. Er hielt auch seine Beobachtungen vom Umgang israelischer Stellen mit Palästinensern fest und konstatierte: „Ich bin schier süchtig nach dem ständigen Ringen mit den hier fast täglich aufkommenden Herausforderungen der Geschichte und erlebe das bunte Gemisch an Identitäten. Ich kenne kein fesselnderes menschliches Mosaik; fast jeder Israeli hat seine Geschichte. Eigenartigerweise liebe ich sogar meine begrenzte Zugehörigkeit und die schwierige Definition, wer ich eigentlich bin.“ Und dann folgt der Übergang zum letzten und persönlichsten Kapitel des Buches: „Ich bin glücklich, in Israel geblieben zu sein, denn sonst hätte ich wohl kaum meinen Sohn getroffen; niemanden liebe ich inniger als ihn. Und er ist der Held der schönsten Geschichte, die ich zu erzählen habe.“ Itayu Abera lernte Tom Segev 1991 auf dem Flug von Äthiopien nach Israel ken-

nen. Er war eines von den Kindern, die im Rahmen der *Operation Moses* ausgeflogen wurde. Seine Mutter, sein jüngerer Bruder und er waren aus ihrem Dorf nach Addis Abeba geflohen und dort gehörten sie zu den etwas weniger als 10.000 jüdischen Afrikanern, die nach Israel gebracht wurden. Der Junge durchlief Internate und Jugenddörfer und sollte, so sah der Plan der Lehrer aus, zu einem ordentlichen Arbeiter ausgebildet werden. Dass unter den Eingeflogenen auch begabte Kinder sein könnten, wurde gar nicht in Betracht gezogen. Also übernahm Tom Segev die Mitverantwortung, und aus dem interessierten Journalisten wird ein Begleiter, wird ein Freund, wird ein Vater. Und schließlich ein Großvater. Eines Tages sagt Itayus Sohn Ben zu ihm: „Opa, weißt du, ich habe Worte furchtbar gern.“ Und mit der Feststellung: „Ich auch“ endet das Buch. Tom Segevs Erinnerungen nehmen die

Leser mit auf eine Geschichtsreise durch Israel am Beispiel seiner Familie. Seiner couragierten Mutter setzt er ein Denkmal, ohne sie zu glorifizieren. Von Anfang an aber gibt der Verfasser seine Erfahrung mit auf den Weg, dass Erinnerungen auch täuschen können. Damit ist der Ton gesetzt: „So sehe ich es. Ich kann mich aber auch täuschen.“ Wie gut täte es manchem Text, wenn sein Verfasser oder seine Verfasserin sich so selbstkritisch betrachten würde. Und wegen dieser Bescheidenheit und selbstkritischen Haltung lohnt sich die Lektüre nicht nur dieses Buches, sondern auch der anderen Bücher des Autors, die auf Deutsch verfügbar sind. *Angela Genger*

Tom Segev: Jerusalem Ecke Berlin, Erinnerungen, aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, 416 S., Siedler Verlag, München 2022, www.penguinrandomhouse.de.

Der ANTOGO-Verlag

Der ANTOGO-Verlag in Nürnberg wurde 1998 gegründet zur Behandlung deutsch-jüdischer Geschichte, einem Themenspektrum, dem weder Verleger noch Leserschaft nachlaufen, wenn es sich nicht um das Besingen einer deutsch-jüdischen Symbiose handelt, sondern vor allem um das Ende dieser Illusion und deren Folgen.

Das *Nürnberger Institut für NS-Forschung und jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts* und der ANTOGO-Verlag, in dem die wissenschaftlichen Erkenntnisse seit 2002 publiziert werden, wird von zwei Persönlichkeiten getragen, Jim G. Tobias und Angelika Tobias-Gottschalk, deren Initialen den Verlagsnamen bilden.

Regelmäßig erscheinen Jahrbücher zu Schwerpunkten wie etwa „Zwischen Amnesie und Aufarbeitung – Zur Kultur der Erinnerung“ (2004). Im Jahr 2006 ging es um „Fußball“. Da wird beschrieben, wie der 1. FC Nürnberg ab 1933 ratz-fatz „judenrein“ wurde und wie man nach 1945 mit dieser Tatsache umging (recherchiert von Bernd Siegler), wie sich von 1938 bis 1942 „ein deutsch-jüdisches Soccer-Team in New York“ entwickelte (beschrieben von Jim G. Tobias) oder auch, welche unheilige Allianz „Fußball und Antisemitismus in Wien nach dem Zweiten Weltkrieg“ weiterhin auszeichnete (untersucht von Peter Zinke). Das Cover des Jahres 2008 zeigt passend zum Thema „Entrechtung und Enteignung“ plündernde uniformierte NSDAP-Führungskräfte, grinsende Visagen inklusive.

Im Zweijahresrhythmus erschien dann 2010 Band 5 über „Jüdisches Leben danach – Jüdischer Neubeginn im Land der Täter“. Um „Gesundheit, medizinische



Versorgung, Rehabilitation“ ging es im Jahrbuch 2012. Jede Ausgabe enthält aber auch aktuelle Projektthemen wie „Von Pizzabäckern, Schlagerstars und Rabbinern. Jüdisches im deutschen Unterhaltungsfernsehen“ von Carolin Lado oder auch „Die Litauer werden den Juden die Shoa nie verzeihen. Antisemitismus in der südlichsten Baltenrepublik seit 1990“ von Christian Kelch. Ein Text, den man gerade in unseren Tagen lesen sollte, in denen die Baltischen Staaten in der EU und Nato als lupenreine Demokraten gehandelt werden, als ob das nie anders gewesen wäre. Zum 100-jährigen Jubiläum 2014 erschien der Sammelband „Davidstern und Eisernes Kreuz – Juden im

Ersten Weltkrieg“. Das Titelbild der Ausgabe 2016 schmückten 14 propere Kleinkinder aus dem International D.P. Children's Center Kloster Indersdorf. Ihre adretten Spielanzüge wurden, so erfährt man aus der Bildbeschreibung, aus Bettwäsche und Naziflaggenstoff gefertigt. Diese fröhliche Rasselbande war in der NS-Ideologie nicht vorgesehen, ganz im Gegenteil. Wenn man eine Gemeinschaft auslöschen möchte, dann geht man auf ihre schwächsten Glieder mit der Option auf Zukunft, wie sie in jedem Kind gegeben ist, besonders radikal los. Über „Jüdische Kinder im DP-Camp Bergen-Belsen“ forschte Thomas Rahe. Über das „Problem der Kinder- und Jugendfürsorge in den jüdischen Gemeinden der frühen BRD“ schrieb hier Jael Geis. Um „Flucht, Vertreibung, neue Heimat“ ging es 2018, 80 Jahre nach der so genannten Kristallnacht, letzter Anstoß, die Heimat, wenn's ging, Hals über Kopf zu verlassen. Für den Sammelband des Jahres 2020 gewann Jim G. Tobias die Herausgeberin des Online-Portals „Hagalil“, Andrea Livnat, für die Mitherausgeberschaft. Darin ging es um eine „Zeitenwende – neue Formen der Erinnerungs- und Gedenkkultur“. 2022 widmete sich dasselbe Herausgebersteam der „Kultur in der Zeit der Verfolgung und danach“. Das Themenspektrum reicht von der Analyse von Häftlingstagebüchern aus dem KZ Bergen-Belsen (Thomas Rahe) über „Kunst-Ausstellungen der Displaced Persons im Nachkriegsmünchen“ (Jutta Fleckenstein) bis zur Geschichte jüdischer Kameramänner im Nachkriegsdeutschland unter dem Motto „Rückkehr auf Zeit“ von Imme Klages.

Hinzu kommen Einzelpublikationen wie zum Beispiel „Heimat auf Zeit. Jüdische Kinder in Rosenheim 1946–47“ (2006), für das Jim G. Tobias und Nicola Schlichting die Geschichte des Transient Children's Center in Rosenheim und der jüdischen DP-Lager in Aschau, Bayerisch Gmain, Indersdorf, Prien und Pürten recherchierten. Ausgehend von seinem um 1999 gegründeten „Nürnberger Videoarchiv der Erinnerung“ befragte Jim G. Tobias zwischen 1999 und 2001 jüdische Zeitzeugen, die aus dem Raum Nürnberg stammten. Neun Biographien sind in einem „Lesebuch“ unter dem Titel „... und wir waren Deutsche! Jüdische Emigranten erinnern sich“ (2009) versammelt. 2014 ließ Jim G. Tobias Anteil nehmen an seinen Erkenntnissen über „Neue Heimat

Down Under. Die Migration jüdischer Displaced Persons nach Australien“. Die Themenaufzählung, die ein unglaublich breites Forschungsspektrum von regionalgeschichtlichen bis weltgeschichtlichen Aspekten deutsch-jüdischer Entwicklungen, Erfahrungen, Traumata und immer wieder tapferen Neuanfängen auffächert, wurde 2021 um einen weiteren Band unter dem Motto „Heimatlos: Displaced Children's Camps in Bayerisch Gmain und Prien“ erweitert. Man könnte auf den Gedanken kommen, mit den Büchern von 2006 und 2021 schliesse sich ein Kreis. Doch die Erkenntnis ist eine andere. Die Recherche ist nie abgeschlossen, das Geschehene niemals vergessen, selbst wenn Spuren vernichtet, Zeitzeugen nicht mehr verfügbar sind und das Voranschreiten

politischer Prozesse manches in den Schatten stellt. Manche mögen sich wünschen, dass Gras über die Geschichte wächst. Doch die Erde lebt, bebt und bricht auf. Und dann gibt es Forscher wie den Publizisten, Dokumentarfilmer und Historiker Jim G. Tobias und seine Mitstreiter, die die Bruchstücke aufnehmen und in ein Gesamtbild fügen. Es enthüllt Wahrheiten, am Ende sogar über die Lücken, die nicht mehr geschlossen werden können. Zu den TV- und Rundfunkbeiträgen, Artikeln in jüdischen und nichtjüdischen Medien und der Pflege der beiden Buchreihen ist für Jim G. Tobias neben dem *Nürnberger Videoarchiv der Erinnerung* inzwischen der Aufbau eines Online-Archives hinzugekommen.

www.antogo-verlag.de Ellen Presser

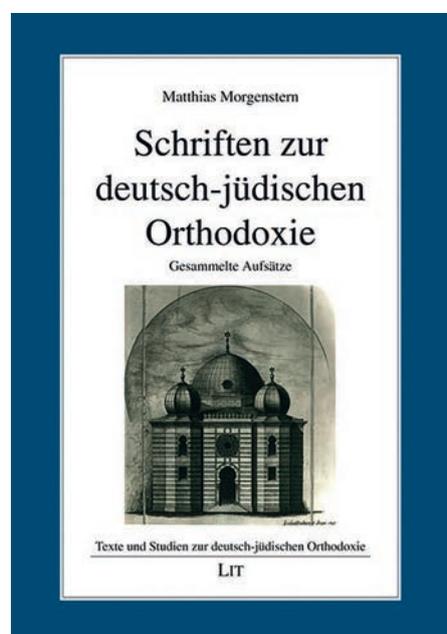
Rabbiner S. R. Hirsch

Im 19. Jahrhundert ging die Zahl der observanten Juden in Deutschland rapide zurück, und zur gleichen Zeit entstand das Reformjudentum, das kleine und größere Änderungen im Religionsgesetz befürwortete. In manchen Gemeinden wie z.B. in Frankfurt am Main fühlten sich die Gesetzestreuen von den Liberalen verfolgt. In dieser Situation entwickelte sich eine Gegenbewegung, die Historiker als Neo-Orthodoxie oder als Kulturorthodoxie bezeichnet haben.

Diese religiöse Strömung erforscht der an der Tübinger Universität lehrende Judaist Matthias Morgenstern schon seit 30 Jahren. Ergebnisse seiner Untersuchungen hat er hier und da in vielen Abhandlungen dargestellt; jetzt hat er 17 dieser wissenschaftlichen Texte in einem Sammelband erneut veröffentlicht.

Der bekannteste Sprecher der deutsch-jüdischen Neo-Orthodoxie war Rabbiner Samson (Ben) Raphael Hirsch (1808–1888). In mehreren Essays analysiert Morgenstern dessen Ideologie. So erläutert der Verfasser das pädagogische Konzept Hirschs im Rahmen seiner national-jüdischen Strategie. Über Hirschs Devise „Tora im Derech Erez“ hat es viele Debatten gegeben; Morgenstern bemüht sich, Hirschs Intention klarzustellen. Sein Konzept hatte eine dreifache Ausrichtung: „Es war zum Einen auf die Stärkung des Selbstbewusstseins und der Toraobservanz seiner eigenen Gemeindemitglieder bezogen, richtete sich zum Andern gegen die Reformbestrebungen des zeitgenössischen liberal-jüdischen Establishments und sollte schließlich dem von der nicht-jüdischen Umgebung drohenden Säkularisierungsdruck und der Gefahr der Assimilierung begegnen.“

Lesenswert sind Morgensterns Ausführungen zum sog. Frankfurter Austrittsstreit; dieser innenorthodoxe Konflikt –



Rabbiner S. R. Hirsch aus Frankfurt und Rabbiner Seligmann Bär Bamberger aus Würzburg waren die Streitpartner – ist oft missverstanden worden. Geschildert werden ideologische Kämpfe von anno dazumal, deren Kenntnis uns hilft, manche Probleme unserer Zeit besser zu verstehen.

Ebenfalls in mehreren Aufsätzen behandelt Morgenstern das vielseitige Werk des Religionsphilosophen Isaac Breuer (1883 bis 1946). Dieser Enkel von Hirsch, einer der Vordenker der politischen Organisation „Agudat Israel“, hat die Ideologie seines Großvaters unter Berücksichtigung der gewandelten historischen Bedingungen weiterentwickelt und modifiziert. Sorgfältig analysiert der Autor sowohl Breuers nach dem Ersten Weltkrieg publizierten Romane als auch seine später formulierte Staatstheorie, die den damals noch nicht ausgerufenen Staat Israel als einen jüdischen Staat anzuerkennen bereit war. Breuers Verfassungsentwurf blieb zwar ohne unmittelbaren Erfolg, trug aber

in indirekter Weise zur Gestaltung des späteren religionsrechtlichen Arrangements bei.

Im vorliegenden Buch porträtiert Morgenstern große Gestalten der Orthodoxie im 19. und im 20. Jahrhundert: Rabbiner Esriel Hildesheimer (1829–1899), Rabbiner Abraham Jizchak HaKohen Kook (1865–1935), Professor Jeshajahu Leibowitz (1903–1994). Auch erwähnt er deutschsprachige orthodoxe Autoren, deren Bücher weitgehend in Vergessenheit geraten sind: Rabbiner Raphael Breuer, Selig Schachnowitz, Rabbiner Pinchas Kohn.

In den Sammelband aufgenommen wurden eine Abhandlung über die noachischen Gebote und das Problem eines jüdischen Verständnisses des Naturrechts sowie eine Darstellung der jüdisch-orthodoxen Auseinandersetzung mit der modernen Bibelkritik. Interessant sind die Ausführungen über diverse Erscheinungen, die der Autor als „heterodoxe Orthodoxie“ bezeichnet. Auch referiert der Verfasser religionsgesetzliche Responser zu medizinethischen Fragen. Sein gedankenreicher Aufsatz „Annäherungen an den jüdischen Gottesdienst“ verdient Beachtung.

In seinem „Vorwort“ erwähnt der Autor das Vorurteil, die jüdische Orthodoxie sei uninteressant, weil altmodisch. Es ist ihm gelungen, sowohl dieses Vorurteil als auch einige andere irriige Meinungen zu widerlegen. Morgenstern plädiert für eine differenzierte Betrachtung religiöser Phänomene. Seine materialreichen Aufsätze führen uns vor, wie ein Wissenschaftler diese Forderung erfüllen kann.

Yizhak Ahren

Matthias Morgenstern: Schriften zur deutsch-jüdischen Orthodoxie. Gesammelte Aufsätze, 336 Seiten, LIT Verlag, Münster 2021, www.lit-verlag.de.

Полюса одной жизни

Активные, эмансипированные, успешные – униженные, бесправные, депортированные: Между этими полюсами проходит жизненный путь Клары Оппенгеймер, которую можно назвать первопроходцем. Она посвятила свою жизнь правам женщин в обществе и их образованию.

Клара родилась 6 ноября 1867 года в Париже, куда ее родители переехали после свадьбы. Через два года родилась вторая дочь Сесиль, а в 1872 году семья вернулась в Германию, где родилась третья дочь Иоганна.

В 1875 году Оппенгеймеры, в то время богатая еврейская семья, тесно связанная с немецкой культурой, переехали в Вюрцбург.

Отец постепенно приобрел три доходных дома. Это имущество должно было обеспечить его жену и трех дочерей после его смерти. Клара получила обычное для девочек образование: домашнее обучение, еврейская начальная школа, частный лицей для девочек, музыкальная школа, подготовка учителей в Ашаффенбурге – профессия учителя была единственной профессией для женщины среднего класса, которая хотела стать независимой.

В 1889 году 22-летняя Клара сдала экзамен на звание учителя и в течение нескольких семестров регулярно посещала занятия в университете Вюрцбурга. Но без аттестата об окончании школы у нее не было возможности официально стать студенткой, и ей пришлось готовиться к экзамену в частном порядке. К этому времени в семье Клары тоже многое изменилось. Ее отец умер, а сестра Иоганна, мечтавшая стать художницей, в 1900 году переехала в Мюнхен. Художественные школы также не были открыты для женщин, и Иоганна поступила в частный институт.

Клара поступила на медицинский факультет университета, прилежно училась, вступила в «Женское студенческое общество» и успешно сдала предварительный медицинский экзамен. Во время учебы в университете Клару постоянно оскорбляли из-за ее возраста, ведь в то время ей было уже 40 лет, и ее еврейского происхождения. Однако она не падала духом, продолжала свою общественную деятельность и в 1910 году была избрана вторым председателем «Женского студенческого общества».

Клара успешно сдала экзамен на специалиста и получила должность ассистента в университетском Институте патологии. Она также возглавила вюрцбургское «Общество борьбы за избирательные права женщин».

В 1914 году Клара Оппенгеймер покинула Вюрцбург, чтобы занять должность ассистента в детской больнице Дюссельдорфа, которой руководил профессор Артур Шлоссманн, выдающийся немецкий специалист в области педиатрии. Работа ассистентом в его клинике открыла для нее очень хорошие возможности. Но тут грянула Первая мировая война, большое количество раненых и зараженных инфекционными заболеваниями оттеснило педиатрию на второй план.

Клара старалась получить место в берлинском детском доме, названном в честь императрицы Августы Виктории. Сохранилась переписка 1915 года, содержащая документы с заявлением о приеме на службу, о переговорах и, наконец, об отказе.

Она очень любила музыку и, помимо прочего, интересовалась возможностью получить комнату с пианино. Ей могли выделить место, но при условии, что в конце войны

она немедленно откажется от него в пользу коллеги-мужчины. Сестра Клары, художница Иоганна Оппенгеймер, часто навещала Клару в Дюссельдорфе. Сестры были очень привязаны друг к другу.

Летом 1917 года Клара вернулась в Вюрцбург, найдя работу в качестве ассистентки в старейшей в мире детской больнице в Вюрцбурге, основанной в 1850 году. 3 июня 1918 года, перед окончанием Первой мировой войны, Клара Оппенгеймер в возрасте 50 лет открыла в центре Вюрцбурга свою «специальную медицинскую практику для лечения детей с младенчества». Таким образом, она стала первой женщиной-врачом с собственной практикой в Вюрцбурге.

Помимо работы в качестве врача, Клара также преподавала в государственной школе для девочек, названной в честь принцессы Софии. Эта школа была основана в 1900 году родителями из некаатолических семей. Клара преподавала предмет «Гигиена», который открывал женщинам возможность заниматься социальными профессиями. Сначала членами школьного совета были только мужчины.

Но с избранием Клары Оппенгеймер в 1923 году на общественную сцену вышел новый тип женщины. В начале 1933 года Кларе было 65 лет. В то время она уже не работала в школе «София». Причиной тому был как ее возраст, так и усиливающийся антисемитизм. 17 июля 1933 года она закрыла свой офис и обратилась в больничную кассу за пенсией по болезни.

В ноябре 1933 года в гестапо был направлен донос, в котором содержалось обвинение в выводе капитала за границу.

Последние годы жизни Клары в Вюрцбурге были отмечены постоянными ограничениями и обысками. Постепенно все ценные вещи в доме, за исключением пианино, были конфискованы, но она не сдавалась и попыталась эмигрировать в Швейцарию. Родительский дом, в котором жила Клара, был превращен нацистами в так называемый «еврейский дом», куда насильно переселяли евреев, изгнанных из родных мест.

В августе 1941 года ей приказали продать дом, который впоследствии перешел в собственность нацистского функционера, и переехать в еврейский дом престарелых. На основании особых правил для евреев из их имущества взимался штрафной налог за мнимые проступки, после чего практически ничего не оставалось.

23 сентября 1942 года почти 75-летняя Клара была депортирована в Терезиенштадт, где уже находилась ее сестра Иоганна. В силу их возраста обе сестры практически не имели шансов выжить в лагере. Иоганна умерла в декабре 1942 г., Клара – в мае 1943 г. Сразу же после депортации немногочисленные средства сестер были конфискованы департаментом финансов как имущество «врагов государства и народа».

17 июля 2006 года перед домом Клары Оппенгеймер был заложен «камень преткновения». Одна из улиц города Вюрцбург носит ее имя, как и одно из профессиональных училищ. Его преподаватели и студенты очень этим гордятся.

Регина Кон

